Die Urgeschichte des Menschen und die Bibel.

Nach der heutigen anthropologischen Forschung.

Von

Dr. Engelbert Lorenz Fischer.

Würzburg 1878.

Leo Woerl'sche Buch- und kirchl. Kunstverlagshandlung.

Agentur von Leo Woerl in Wien.

Druck der Thein'schen Druckerei (Stürtz) in Würzburg.

Vorwort.

Es gibt meines Erachtens heutzutage keine würdigere und edlere Aufgabe für den denkenden Geist, als sich mit den großen, ruhmreichen Fortschritten und Errungenschaften der gegenwärtigen Zeit auf den verschiedenen Wissensgebieten eingehend zu befassen, das Sichere vom Unsicheren kritisch zu sondern und zu prüfen, ob die gewonnenen Resultate mit den Principien der Religion und speziell des Christenthums im Einklang stehen oder nicht. Dieser Gedanke leitete mich schon bei der Abfassung des vor einigen Monaten erschienenen Werkes: „Heidenthum und Offenbarung" (Kirchheim, Mainz) und bildet auch den Hauptgesichtspunkt für die folgende Schrift. Wie ich dort die hl. Schriften der ältesten Culturvölker und ersten Repräsentanten des hohen Alterthums: der Inder, Perser, Babylonier, Assyrer und Aegypter nach dem gegenwärtigen Stande der orientalischen Forschung durcharbeitete, deren vielfache, ja überraschende Berührungspunkte mit der Bibel nachwies und so die geschichtliche Wahrheit der letzteren in helleres Licht setzte: so möchte ich hier in diesen Abhandlungen das bis jetzt bekannte Terrain der anthropologischen Urgeschichte durchmessen, um zu sehen, ob und inwieweit dieselbe mit der Offenbarung in Harmonie steht. Wie dort, so werde ich mich auch hier auf die competentesten Fachgelehrten stützen und aus den von der modernen Wissenschaft anerkannten Quellen schöpfen, um deren Ergebnisse mit Rücksicht auf die Bibel zu würdigen. Indem ich mich also durchgängig auf den Boden der von der heutigen Wissenschaft behaupteten Thatsachen stelle, werde ich die großen Anthropologen der Gegenwart meistens selbst sprechen lassen und aus ihrem Zeugnisse nur die Schlüsse ziehen, so daß der Leser deren Berechtigung oder Nichtberechtigung zu prüfen im Stande ist.

Leider ist mir jedoch für meine Aufgabe hier nur ein

spärlicher Raum beschieden; aber dennoch glaube ich, kein wesentliches Moment außer Acht gelassen zu haben. Dem Zwecke dieser Schrift entsprechend mußte der I. Abschnitt, da er die älteste Periode der Urgeschichte, besonders des europäischen Menschen bespricht, eingehender behandelt werden als die folgenden. Indem ich natürlich auf die Einzelheiten der bereits so zahlreichen Bronzefunde nicht eingehen konnte, mußte ich mich im II. Abschnitt mehr auf die wichtigeren und allgemeineren Fragen beschränken. Im III. Abschnitt suchte ich dann die Resultate der vorhergehenden zusammenzufassen und für die bedeutendsten Probleme der menschlichen Urgeschichte zu verwerthen. Hier ist besonders der Punkt, wo eine Vergleichung der anthropologischen Forschung mit der Bibel stattzufinden hat. Gerne hätte ich diesen Abschnitt noch um einige Abhandlungen, wie über das Alter und die Einheit des Menschengeschlechts bereichert gesehen. Da jedoch diese Fragen schon eingehend besonders von Quatrefages (Rapport sur les progrès de l'Anthropologie. 1867. p. 94 sequ.) Rauch, (die Einheit des Menschengeschlechts. 1873), Güttler (Naturforschung und Bibel. 1877. S. 201 ff.) besprochen wurden, habe ich dieselben, um im Uebrigen ausführlicher sein zu können, außer dem Kreise der Untersuchungen gelassen.

Wäre es noch nöthig, die Wichtigkeit derartiger Studien zu betonen, dann würde ich hinweisen auf die große Ausbeute, die man gerade aus der Anthropologie im antichristlichen Sinne in neuerer Zeit gemacht hat. Für die Frage κατ᾽ ἐξοχήν, die in den letzten Jahrzehnten die Geister in Athem hält, — für den Darwinismus ist gerade dieses Forschungsgebiet die Wahlstätte, auf welcher der Sieg oder die Niederlage entschieden wird. Jetzt wogt noch der Kampf, aber soviel kann schon constatirt werden, daß die Fahne des Darwinismus auf dem anthropologischen Feld noch keineswegs irgend welche Erfolge errungen hat. Im Gegentheile sprechen die urgeschichtlichen Funde für die Bibel und lassen sich oft nur durch den Schlüssel, den sie an die Hand gibt, genügend erklären. Das hoffe ich im Folgenden nachgewiesen zu haben.

Würzburg, im Dezember 1878.

Einleitung.

1. Wie so manche andere Wissenschaft hat sich auch die Anthropologie erst in neuerer Zeit zur Würde einer selbstständigen Disciplin erhoben. Ihr Gegenstand ist die Naturgeschichte des Menschen. Eine ihrer ersten Aufgaben besteht darin, die verschiedenen Racen und Stämme, in welche die Menschheit geschieden ist, nicht blos nach ihren charakteristischen Zügen zu beschreiben, sondern auch deren Ursachen zu erforschen. Zu diesem Zweck muß sich die Anthropologie auf die vergleichende Anatomie und Physiologie stützen und besonders ist die vergleichende Schädellehre für sie von großer Wichtigkeit. Aber auch den geistigen Bildungszustand, die Sitten, die Industrie, die Religion und die Sprache der verschiedenen Völker muß sie in das Bereich ihrer Forschung ziehen und deshalb macht die Ethnographie einen ihrer wichtigsten Theile aus.

Eine weitere Hauptaufgabe der Anthropologie ist die Frage nach dem Ursprunge des Menschen. Um aber „die Stellung des Menschen in der Natur" zu bestimmen, muß sie einerseits dessen Körperbau mit dem der höchst entwickelten Thiere genau vergleichen und anderseits eine Analyse der seelischen Funktionen zu geben suchen.

Mit dieser Aufgabe hängt auf's innigste eine andere zusammen, nämlich das erste Auftreten des Menschen in der Geschichte der Erde zu erforschen, oder mit anderen Worten, die menschliche Urgeschichte zu reconstruiren. Dieser Zweig der Anthropologie ist wohl der interessanteste und für die Culturgeschichte der wichtigste. Nicht minder groß ist seine Bedeutung für die Frage betreffs des Ursprungs des Menschen. Er wurde daher auch in den letzten dreißig Jahren am meisten gepflegt. Weitschichtig ist bereits das

Forschungsmaterial, das für die menschliche Urgeschichte in der Neuzeit zu Tage gefördert wurde, so daß es schwer ist, dasselbe in einem engen Rahmen auch nur der Hauptsache nach zur Darstellung zu bringen.

2. Was die Quellen für die Urgeschichte des Menschen betrifft, so sind es vor allem die zahlreichen großen Höhlen in den Kalkgebirgen Englands, Belgiens, Frankreichs, Deutschlands, der Schweiz u. s. w. Dieselben entstanden dadurch, daß in die Spalten und Klüfte der Kalkgebirge Flüsse und Bäche in der Vorzeit eindrangen, welche durch die ihnen beigemischte Kohlensäure in hohem Grade das Gestein zersetzten und auflösten, während das härtere Mineral diesem Auflösungsproceß Widerstand leistete und eine überhängende Decke bildete. Tief unter der gegenwärtigen Oberfläche des Bodens liegend, ziehen sich die gewaltigen Höhlen bald weiter bald enger, je nach der Lagerung des Kalkgesteins in bedeutender Ausdehnung hin, so daß sie nicht selten einem Labyrinth gleichen, dessen Ein- und Ausgänge meistens durch herabgestürzte Felsmassen überschüttet sind.

Nach den Funden zu schließen, die man in ihnen gemacht, dienten sie einst den Thieren zur Wohnung und den Menschen theils zu Zufluchts-, theils zu Begräbnißstätten. Ihre Einschlüsse liefern dafür einen schlagenden Beweis. Bestehend in Knochen und Schädeln von ausgestorbenen oder noch lebenden Thierarten und in Ueberresten von Menschen, ferner in mancherlei Geräthschaften der Industrie und Kunst, sind sie wahre Schatzkammern für die Anthropologie und beredte Zeugen für die Urgeschichte des Menschen. Damit aber ihr Zeugniß unanfechtbar sei, ist bei der Untersuchung einer Höhle zunächst ihr geologischer Charakter zu beachten, d. h. man muß die Erdschichten prüfen, unter denen sie sich befindet, sowie diejenigen, die ihren Boden ausmachen. Ferner ist die Unversehrtheit ihrer Bodenschichten zu constatiren; nur da, wo ihre Decken von Kalksinter vollständig erhalten sind, so daß sie keine Spur von späteren Durchbrüchen erkennen lassen, darf man annehmen, daß die Fundergebnisse unverfälscht und die darauf gebauten Schlüsse berechtigt sind. Endlich muß man darauf sehen, ob die Einschlüsse in die Höhle hineingeschwemmt oder ursprünglich darin gewesen sind; denn wenn die Knochen mehr oder weniger abgerollt, ihre Fortsätze abgestoßen und Steingeschiebe in den Knochenlehm eingemengt sind, so ist das ein Zeichen, daß der

Inhalt der Höhle erst durch Wasser eingeführt wurde. Erst nachdem diese Bedingungen gegeben sind, können ihre Einschlüsse für die Urgeschichte verwerthet werden.

Außer den Höhlen bilden eine weitere Quelle für dieselbe die Schwemmschichten aus der Diluvialzeit, die sich als gewaltige Lehmablagerungen in gewissen Thälern und Ebenen finden. Sie rühren von großen Fluthungen her, die an den Hochgebirgen nagten und deren abgebröckelte Felsmassen in den Niederungen absetzten. Auch in diesen Schichten des Schwemmlandes hat man fossile, d. h. versteinerte Ueberreste von Thieren und Menschen entdeckt, die einen Beweis liefern, daß vor dem Diluvium dieselben schon existirten. Natürlich ist auch hier wieder der geologische Charakter vorerst zu bestimmen.

Eine dritte Quelle für die menschliche Urgeschichte machen die uralten Gräber, die Hünenbetten, Dolmen u. s. w. aus, d. h. jene gewaltigen alten Steinmonumente, unter denen man Todtenkammern mit Knochenresten, Geräthen und Waffen entdeckt hat.

Nicht minder liefern viertens die Pfahlbauten und die sogenannten dänischen Küchenabfälle schätzbares Material für die anthropologische Forschung. Zwar reichen dieselben nicht bis in die älteste Zeit, aber ihr Inhalt bietet uns hinreichende Anhaltspunkte, um die Culturstufe der späteren vorgeschichtlichen Zeit zu erschließen.

3. Bevor wir jedoch daran gehen, die soeben angegebenen Quellen für die Urgeschichte des Menschen auszubeuten, stellt sich uns die Frage in den Vordergrund: in welcher Periode der Erdbildung der Mensch in's Dasein getreten ist. Um diese Frage zu beantworten, müssen wir einen Blick auf die Geschichte der Erde werfen.

Daß unser Planet sowie die übrigen Weltkörper mehrere Entwicklungsstadien durchgemacht, hat die Geologie unzweifelhaft bewiesen und ist auch durch die Bibel bekundet. Nach der Kant-Laplace'schen Hypothese, die heute noch in der Wissenschaft fast allgemeine Geltung hat und für deren Berechtigung Vieles spricht, bildete die Erde in ihrem Urzustand einen feurigen Gasball, der sich von dem ebenfalls gasförmigen Centralkörper, der späteren Sonne, losgetrennt hatte. Diese Annahme findet eine Stütze in der durch die Spectralanalyse erwiesenen Thatsache, daß die Sonne, die jetzt noch eine glühende Gasmasse mit einem festen, in höchster

Weißgluthhitze sich befindlichen Kern darstellt, dieselben Grundstoffe enthält wie die Erde.[1]) Ferner liefern die sogenannten Nebelflecke nach den Untersuchungen von Huggins einen Beweis für die Existenz gasförmiger Weltkörper; desgleichen die Cometen, die mit ihren höchst fein zertheilten Stoffen als im Entstehen begriffene Weltkörper betrachlet werden.

In einem ähnlichen Zustande wie die Nebelflecke und Cometen befand sich also wahrscheinlich ursprünglich unsere Erde. Durch die beständige Ausstrahlung ihrer Wärme in den kalten Weltraum kühlte sie sich zunehmend ab und aus dem Gassphäroid wurde in Folge dessen eine feurigflüssige Kugel, die aber immer noch ein dichter Dunstkreis flüchtiger Stoffe umgab. Aber auch diesem Dunstkreis wurde durch den kalten Weltraum mehr und mehr Wärme entzogen, so daß er in der Folge als Wassermasse auf die Erde niederfiel. Durch die fortgesetzte Abkühlung trat an der Oberfläche der Erde ein Erstarren der Stoffe ein und es bildete sich allmälig eine dünne Rinde oder Kruste, die im Laufe der Zeit an Dicke zunahm, doch nur so, daß sie in der Gegenwart noch lange nicht den hundertsten Theil vom ganzen Erddurchmesser ausmacht, sondern etwa 15—20 Meilen dick ist.

Indem nun die dünne starre Erdrinde durch die stetige Erkaltung an vielen Stellen zerbarst, drangen aus den dadurch entstandenen Spalten Ströme aus dem innern, feurig-flüssigen Erdkern und legten den Grund zu unsern Metall-Adern. Die erste, den feurigen Erdkern umschließende Rindeschicht besteht wahrscheinlich hauptsächlich aus Kieselgestein oder Silicaten und wird deshalb Silicatmantel genannt. Ueber dieser Kruste bildete dann das durch Sprünge der primitiven Schicht hervorquellende und mit dem glühend heißen Wasser sich mengende Feurigflüssige eine zweite Gesteinschicht, die theils durch Abkühlung, theils durch den großen Druck der nachfolgenden Rindenschichten in krystallinischen Zustand versetzt wurde und sich durch ihr wellenförmiges, schieferiges Gefüge auszeichnet. In diesen krystallinischen Schiefern finden sich die ersten Spuren von Pflanzen in Form von Abdrücken. Der Graphit, woraus unsere Bleistifte bestehen und der Anthracit oder der natürliche Koaks scheinen aus diesen ältesten Pflanzen

---

[1]) Kirchhoff, Untersuchungen über das Sonnenspektrum und die Spektren der chemischen Elemente. 1861. S. 83.

entstanden zu sein. Auch Reste der primitiven Thiere hat der americanische Geologe Dawson in diesen untersten Schichten und zwar in der Laurentiusformation [1]) gefunden und dieser Thierform den Namen Eozoon (d. h. Thier der Morgenröthe des Lebens) gegeben. [2])

In der nächstfolgenden Epoche der Erdbildung, in der sogen. Primärformation zeigt sich nach Ausweis der entdeckten Fossilien schon ein reicher entwickeltes Leben. In deren unteren, silurischen Schichten fand man manchfache Arten von wirbellosen Thieren: Wurzelfüßer, Strahlthiere, Mollusken und Krustenthiere, am zahlreichsten die Trilobiten — dreigetheilte Krebsthiere. Auch das Pflanzenreich hatte in jener Zeit einen üppigen Charakter: riesige Siegel- und Schuppenbäume, Farne und Schachtelhalme bedeckten die Erde. Aber sie wurden später durch Ueberfluthungen in deren Schooß begraben, wo sie im Laufe der Zeit versteinerten und uns jetzt die Steinkohlen liefern.

In der Secundärformation spielen die Amphibien die wichtigste Rolle. Sie treten in phantastischen Gestalten auf. So hatte der Plesiosaurus Flossenfüsse, einen langen Schwanenhals mit einem Schlangenkopf auf kurzem dickem Leibe. Auch die Pterosaurier zeigten eine höchst eigenthümliche Gestalt, indem sie fledermausartige Eidechsen darstellen. In der Secundärepoche erschienen auch die ersten Fische und Vögel auf der Erde. Als den ältesten Repräsentanten der letzteren hat man den Archaeopterix in den Schiefern von Solenhofen in Bayern entdeckt. Alle diese Thierarten aber sind schon längst ausgestorben; nur ihre Versteinerungen sind noch Zeugen ihrer einstigen Existenz. Von den Säugethieren finden sich bis jetzt nur vereinzelte Spuren.

Dagegen treten dieselben in der Tertiärformation in zahlreichen und gewaltigen Gestalten auf, während die eigenthümlichen Amphibien der vorhergehenden Epoche verschwinden. Diese dritte Erdbildung wird von den Geologen nach den verschiedenen Schichten und deren organischen Einschlüssen in Eocän, Miocän und Pliocän abgetheilt. Während nämlich die früheren Perioden keine der noch jetzt lebenden Thierarten aufweisen, gibt die Tertiär-

---

[1]) Sogenannt nach dem Lorenzostrom Canada's, wo diese Formation entdeckt wurde.

[2]) Dawson, The Dawn of Life. — Die Natur und Bibel. Aus dem Englischen. 1877. S. 78.

formation Zeugniß von solchen, und zwar erscheinen in deren älteren Schichten die ersten gegenwärtigen Thierformen, weshalb diese Erdbildung den Namen „Eocän“ (ἠώς, καινός) bekommen hat, weil in ihr die Morgenröthe einer neuen Schöpfung aufgeht. Noch mehr von den jetzt lebenden Arten finden sich in den mittleren Schichten, die deshalb „Miocän“ (μείων, καινός) genannt werden, während die jüngeren tertiären Bildungen eine noch größere Anzahl davon einschließen und daher mit „Pliocän“ (πλείων, καινός) bezeichnet werden. Unter dem „Pleistocän“ dagegen versteht man die jüngste Erdbildung, die durch das Diluvium entstanden ist. Daran reiht sich schließlich das Alluvium, oder die oberste Erdschicht, deren Bildung jetzt noch fortdauert. Diluvium und Alluvium nennt man die Quaternärformation.

Was nun die Fauna der Tertiärformation anlangt, so findet sich in den eocänen Schichten das Paläotherium, das in Sümpfen lebte und mit seinem Rüssel die Früchte und Blätter von den Bäumen holte. Von den Wiederkäuern gab es noch keine Hirsche, Rehe, Ochsen u. s. w., dafür aber das ausgestorbene Anaplotherium und Xiphodon. — Bedeutender wird die Thierwelt zur Zeit der miocänen Ablagerung. Unter allen ragt hervor das riesenhafte Dinotherium mit gewaltigen hackenförmigen Schneidezähnen und elephantenähnlichem Rüssel. Daran reiht sich das Mastodon, das noch mehr dem Elephantentypus sich nähert; auch gab es Rhinocerosse und Flußpferde, aber von den späteren verschieden.

„Am Ende der Pliocänzeit begann das große Zeitalter arktischer Kälte, die sogen. Eiszeit. In allmähligem Herabsinken verlor das Land mehr und mehr das schöne Ebenmaß und seine schönen Verhältnisse, in die Meere drang nördliches Eis ein, der Schnee schlug seinen festen Wohnsitz auf den Häuptern der Berge auf und Gletscher nahmen ihren Weg nach dem Meere zu. Es schien, als solle die Welt nach allen Veränderungen, die sie erlebt hatte, in Trümmer zerfallen, und eine Menge von Species und Pflanzen gingen entweder unter, oder zogen sich nach solchen südlichen Theilen des Continents, die noch bewohnbar geblieben waren. Aber diese große Veränderung war blos ein langer Winter, während dessen die Pflugschaar Gottes die Welt für einen neuen Frühling vorbereiten wollte. Es erhob sich das Land wieder und sein warmes Klima wurde zum Theil wieder hergestellt; große Regen und das Schmelzen des Schnees stellten das frühere Aussehen von Thal

und Ebene wieder her. Zuletzt wurden die nördlichen Continente ausgedehnter, als sie jetzt sind. England und Irland z. B. waren mit dem europäischen Continent verbunden, und ein großer, aber nie benannter Fluß strömte durch weite Ebenen, welche jetzt vom Meere bedeckt sind und nahm die Ströme von Nordfrankreich, England und Deutschland in sich auf. Auch America erstreckte sich weiter in den Atlantischen Ocean hinein als heute. Bemerkenswerthe Beweise dafür sind in den untergegangenen Wäldern vorhanden, die man unter den Wässern der Bai von Fundy und auch sonst in der americanischen Küste findet.

In dieser postglacialen Periode der Geologie wurde das Land von Thieren bewohnt, deren einige aus der Pliocänzeit herüberreichten, andere aber neu aufgetreten waren; und in diese Zeit setzen viele Geologen das erste Auftreten von Menschen in Europa und in Westasien. Datirt wirklich von dieser Zeit her das Auftreten des Menschen, so war er Zeitgenosse von vielen großen Säugethieren, die jetzt erloschen sind, oder jetzt nur auf einen kleinen geographischen Bereich beschränkt sind." [1]) Den Beweis hiefür werden uns die zahlreichen Höhlenfunde liefern. Soviel steht bis jetzt fest, daß der Mensch am Schlusse der Tertiärzeit [2]) im sogen. Pleistocän in Gesellschaft von theils ausgestorbenen theils ausgewanderten Säugethierarten in Europa auftrat.

4. Somit sind wir an die Schwelle der Urgeschichte des europäischen Menschen gekommen. Die Quellen, woraus dieselbe geschöpft werden kann, haben wir bereits besprochen.

Ueberblicken wir die aus denselben zu Tage geförderten Funde, so lassen sich einige Perioden unterscheiden. Aber es ist wohl zu beachten, daß da, wo es sich um vorgeschichtliche Zeiträume handelt, von einer absoluten Chronologie nicht die Rede sein kann. Kein Geologe noch Archäologe kann angeben, wie lange die einzelnen

---

[1]) Dawson, a. a. O. S. 98.

[2]) Damit stimmt auch Virchow überein, der in einem den 13. März 1878 in Leipzig gehaltenen Vortrag nach dem Berichte der „Allg. Ztg." erklärt, es sei noch nicht erwiesen, daß der Mensch schon im Zeitalter der Tertiär-Formation bestanden habe, da die in derselben sich findenden geschlagenen Feuersteine nicht von Menschenhand geschlagen sein müßten, sondern auch durch Druck der auf ihnen lastenden Massen entstanden sein könnten. Erst im Diluvium lasse sich der Mensch mit Sicherheit nachweisen. — Eingehend behandelt diese Frage F. v. Hummelauer in der trefflichen Abhandlung „der tertiäre Mensch" in den „Stimmen aus Maria-Laach" 1878. 5. Heft. S. 481 ff.

Perioden der menschlichen Urgeschichte gedauert haben, so wenig wie deren Gesammtsumme. Auf dem Gebiet der vorhistorischen Zeit gibt es nur, wie jeder besonnene Forscher anerkennen muß, relative Zeitbestimmungen. Einer unserer größten Geologen und Alterthumsforscher, Boyd Dawkins, Professor am Owen-College in Manchester, sagt daher mit Recht: „Das geschichtliche „wann?" heißt „vor wie langer Zeit?", das vorgeschichtliche „wann?" dagegen verlangt nur eine Bestimmung, vor oder nach welchen Ereignissen Etwas stattgefunden hat, ohne irgend eine Vorstellung von der Messung der dazwischen liegenden Zeiträume. Jeder Versuch, die absolute Zeit der vorgeschichtlichen Ereignisse zu bestimmen, muß nothwendig fehlschlagen, da er auf der unwahrscheinlichen Annahme beruht, daß die Naturkräfte gleichmäßig gewirkt haben und daß ihre Leistungen demnach als natürliches Zeitmaß dienen können. — — Wir müssen daher den Gedanken aufgeben, die jenseits des durch geschichtliche Urkunden bezeichneten menschlichen Gedächtnisses liegende Vergangenheit mit der geschichtlichen Einheit eines Jahres zu messen. Wir können nur eine gewisse Folge von Ereignissen erkennen, die durch unbestimmte Zeiträume von einander getrennt sind. Und für diejenige Reihe von Ereignissen, welche sich von den Grenzen der Geschichte rückwärts bis in die Zeit erstreckt, wo der Geologe mit dem Archäologen zusammentrifft, habe ich den Ausdruck „vorgeschichtlich" gewählt." [1])

Wenn wir also im Folgenden von Perioden sprechen, so sind darunter nur gewisse Grenzmarken menschlichen Fortschrittes zu verstehen, soweit uns hiefür die anthropologische Forschung Anhaltspunkte bietet. So hat man in einer Reihe von Höhlen, sowie im Schwemmlande Knochen von ausgestorbenen Thieren, wie Mammuth, Höhlenbär, wollhaariges Nashorn u. s. w. in Gesellschaft von menschlichen Ueberresten nebst Waffen und Geräthschaften von Stein entdeckt. Weil in allen diesen Lagern gar keine Metalle vorkommen, deshalb spricht man in der Anthropologie von einer Steinzeit. Darunter ist sonach eine Periode zu verstehen, in der das Material für die menschliche Industrie größtentheils aus Stein bestand, indem die Schmelzung und Schmiedung der Metalle noch nicht bekannt war. Ich sage größtentheils, denn wir werden sehen, daß

---

[1]) Cave Hunting oder die Höhlen und die Ureinwohner Europas; aus dem Englischen von J. W. Spengel, 1876. S. 102.

außer dem Stein auch Horn und Knochen damals bearbeitet wurden. Doch auch selbst in der Steinindustrie macht sich ein nicht zu verkennender Unterschied bemerkbar. Die einen Höhlen und Lager enthalten nur roh bearbeitetete, nicht polirte Steinwerkzeuge, während andere polirte Geräthe aus Stein aufweisen. Da nun die nicht polirten Steinwerkzeuge und Waffen in jenen Höhlen und Schichten sich finden, in welchen auch die Reste der oben genannten, ausgestorbenen Thierarten vorkommen, während die polirten Geräthe mit Knochen von noch lebenden Species vergesellschaftet sind, so hat man daraus den Schluß gezogen, daß die erstere Art der Manufactur in eine frühere Epoche zurückreicht, als die zweite, und hat deshalb die Steinzeit in eine ältere (paläolithische Periode) und in eine jüngere (neolithische Periode) eingetheilt.

Dann gibt es aber auch Höhlen, Gräber, Pfahlbauten, in denen außer Stein- und Knochengeräthen auch solche von Bronze entdeckt wurden. Daraus schließen die Anthropologen, daß die vorgeschichtlichen Menschen erst später dieses Metall kennen gelernt haben. Denn hätten sie es früher gekannt, dann würde es sicher den Steinwerkzeugen vorgezogen worden sein. Anfangs wurde dasselbe, wie wir sehen werden, durch den Handel mit dem Süden eingeführt, bis es dann zur einheimischen Bearbeitung kam. Deshalb unterscheidet man als dritte vorgeschichtliche Periode die Bronzezeit.

In anderen Lagerstätten fand man neben der Bronze das Eisen industriell verwerthet. Mit der Gewinnung und Bearbeitung desselben mußte der Mensch schon große Fortschritte gemacht haben. Man hat deshalb vielfach noch eine vierte Periode in der Vorgeschichte, die Eisenzeit, angenommen. Der Gebrauch des Eisens, sowie auch der Bronze reicht jedoch schon in die geschichtliche Zeit herein und erlangte bekanntlich in der Gegenwart durch unser Maschinenwesen eine großartige Vervollkommnung.

Die soeben wiedergegebene Eintheilung der Urgeschichte ist unstreitig mangelhaft. Denn nur ein Zweig menschlichen Schaffens und Wirkens, die Industrie, liegt derselben als Eintheilungsprincip zu Grunde, während die anderen, weit wichtigeren Richtungen menschlichen Strebens: Religion, Wissenschaft und Kunst, dabei außer Acht gelassen sind. Die Schuld daran tragen die Quellen, die der urgeschichtlichen Forschung zu Gebote stehen. Da diese dürftig fließen und uns aus der ältesten Zeit nur Werkzeuge,

Waffen, wenige Kunstgegenstände und menschliche Schädel und Knochen, die dem Zahn der Zeit trotzten, überlieferten, so läßt sich die Urgeschichte, diesem mageren Material entsprechend, nur einseitig darstellen. Sie erzählt uns nichts von den religiösen Anschauungen und Gebräuchen der ältesten Menschen, nichts von deren Sitten und Festen, nichts von ihren socialen Beziehungen. Es wäre aber sehr verkehrt, daraus zu schließen, als ob von all dem in der Vorzeit nichts bestanden hätte. Nur sprechende Zeugnisse hiefür sind bis jetzt nicht entdeckt worden. Und manche gefundene Gegenstände mögen wohl einst zu Cultuszwecken gedient haben, während die heutigen Archäologen etwas ganz Anderes darin sehen.

Noch bedauernswerther ist es, daß die anthropologische Forschung bis jetzt fast nur auf Europa und theilweise Amerika beschränkt blieb, während doch Vieles, wie die meisten Anthropologen selbst zugestehen, auf Asien als die Wiege des Menschengeschlechtes hinweist. Dort hätten wir also die eigentlichen Urmenschen zu suchen, während die Anthropologie uns blose Bruchstücke fast nur von eingewanderten europäischen primitiven Menschen liefert.

Ein weiterer Mangel der obigen Periodeneintheilung besteht darin, daß man nach derselben vermuthen könnte, es hätte eine Zeit gegeben, in der alle Menschen auf der ganzen Erde, oder auch nur in Europa zu gleicher Zeit blos Steingeräthe gebrauchten. Das wäre irrig; sondern während manche Stämme bereits der Bronze sich bedienten, andere schon das Eisen kannten, haben wieder andere weniger durch die Natur begünstigte und fortgeschrittene Völkerschaften noch in Stein und Horn gearbeitet. Die aufgestellten Zeitalter gehen in einander über. „Wie die drei Hauptfarben des Regenbogens, so greifen diese drei Civilisationsstufen in einander ein, vermischen sich und verschwimmen in einander; und doch scheint ihre Reihenfolge wenigstens in Westeuropa ebenso scharf bestimmt zu sein, wie die der Farben des Prismas, wenn auch die Verhältnisse des Spektrums in verschiedenen Ländern verschieden sein können.“ [1])

Am meisten Widerspruch erfuhr in der letzteren Zeit die früher beliebte Eintheilung in Bronze- und Eisenzeit. Die Anthropologen nehmen zwar fast allgemein eine Steinzeit an, d. h. eine Periode, wo der europäische Mensch die Metallarbeit noch nicht kannte;

---

[1]) John Evans, Ancient Stone Implements of Great Britain, p. 2.

auch hält man größtentheils an der Unterabtheilung in ältere und jüngere Steinzeit fest, aber vielfach bestreitet man mit triftigen Gründen, wie wir später sehen werden, die zeitliche Trennung der Bronze- und Eisenperiode, indem man eine gleichzeitige Bekanntschaft mit beiden Metallarten behauptet. Wir werden deshalb den folgenden Abhandlungen die neuere modificirte Periodeneintheilung zu Grunde legen, indem wir im I. Abschnitte die ältere Steinzeit, im II. die jüngere Steinzeit und die Einführung der Metalle und im III. den Ursprung und Urzustand des Menschengeschlechts in Betracht ziehen. Darin werden wir die wichtigsten Ergebnisse der anthropologischen Forschung zusammenstellen und die daraus gezogenen cultur- und religionsgeschichtlichen Folgerungen mit Rücksicht auf die Bibel kritisch würdigen.

Erster Abschnitt.

Die ältere Steinzeit.

Erstes Kapitel.

Höhlen Großbritanniens.

§ 1. **Die Höhle bei Brixham.** — Wie auf dem Gebiete der babylonischen und assyrischen Ausgrabungen gebührt den Engländern nebst den Franzosen auch in der Erforschung der vorgeschichtlichen europäischen Höhlen die Palme. Unter den zahlreichen, von ihnen mit großer Mühe und vielen Opfern untersuchten Höhlen Großbritanniens ziehen wir die für die Anthropologie wichtigsten in den Kreis unserer Besprechung und dahin zählt aus der älteren Steinzeit zunächst die bei Brixham, die im Jahre 1858 bei Anlegung eines Steinbruches entdeckt ward. Behufs einer systematischen Untersuchung ernannte die Royal Society eine Commission der bedeutendsten englischen Geologen und Archäologen.[1]) Die Lager-

[1]) Report on the Exploration of Brixham Cave by Pengelly etc. — **Dawkins** a. a. O. S. 254.

ung der Höhle besteht aus drei Schichten. Die erste derselben, ihren Boden bildend, war eine Stalagmitenschicht[1]) von über 1 Fuß Dicke. Sie enthielt 25 Thierknochen, darunter den Humerus eines Bären und ein Rennthiergeweih. — Die nächste Schicht, die aus röthlicher Höhlenerde mit Kalksteinstücken und Blöcken bestand, war beträchtlich größer. Darin entdeckte man 1102 regellos durch die Masse zerstreute Knochen vom Mammuth, wollhaarigem Nashorn, Löwen, Höhlenbären, grauen und braunen Bären, Rennthier u. s. w. Bei ihnen fand man 36 rohe Feuersteingeräthe, darunter ein lanzettförmiges Instrument mit rundlicher Spitze. Dieselben sind nach obiger Commission keine Naturprodukte, sondern menschliche Fabrikate und liefern den Beweis, daß entweder vor oder während der Entstehung der zweiten Schicht Menschen gelebt haben müssen und zwar zu einer Zeit, wo es noch Mammuthe, wollhaarige Nashorne, Höhlenbären u. s. w. gab. Denn erst später können sie nicht zu den Knochen dieser Thiere gekommen sein, weil die über ihnen liegende Stalagmitenschicht durchaus unversehrt war. Da nun aber die genannten Thierarten nachweisbar längst vor der geschichtlichen Zeit ausgestorben sind, so ist ihr häufiges Vorkommen in Gesellschaft mit menschlichen Geräthen ein Beleg für die Coexistenz des Menschen und jener vorgeschichtlichen Säugethiere und zugleich ein Beweis für den urgeschichtlichen Charakter der betreffenden Funde. Ich sage ihr häufiges Vorkommen, denn eine ganze Reihe von Höhlen, sowie die ältesten Schwemmablagerungen zeigen dieselbe Erscheinung.[2]) In der dritten und untersten Schicht der Brixhamer Höhle fand man eine aus Geröll bestehende Kieslage ohne thierische und menschliche Ueberreste.

§ 2. **Der Hyänenhorst im Wookey-Loch.** — Als man diese Höhle in Somerset bei Gelegenheit der Anlage eines Canals entdeckte, war sie so vollständig bis an die Decke mit Schutt angefüllt, daß die Arbeiter erst einen Weg sich bahnen mußten. Mit William-

---

[1]) Unter Stalagmiten versteht man die von dem Boden aufwärts stehenden Tropfsteingebilde, während die von der Höhlendecke abwärts hängenden Kalksinterbildungen Stalaktiten genannt werden. Dieselben entstehen durch das von der Decke herabtropfende kalkhaltige Wasser, indem infolge der Verdunstung desselben der Kalk sich ausscheidet.

[2]) So z. B. die Höhlen bei St. Asaph in Nordwales, die König-Arthurshöhle in Monmouthshire, die Höhle im Bosko's Den in Südwales und andere, die wir im Contexte besprechen werden.

son unternahm im Jahre 1859 Dawkins zum ersten Mal es, sie zu untersuchen, aus dessen Bericht wir Folgendes ausziehen.

„Während wir uns einen Zugang ins Innere schafften, fanden wir ein offenbar von Menschenhänden zugeschlagenes eckiges Stück Feuerstein und einen vom Wasser abgeschliffenen Belemniten, der wahrscheinlich aus den benachbarten Mergeln herstammt. Knochen und Zähne vom wollhaarigen Nashorn, Rennthier, Edelhirsch, Riesenhirsch, Mammuth, Hyäne, Höhlenbär, Löwen, Wolf, Fuchs und Pferden belohnten uns für unsere Mühe; auch von Stalagmit zusammengebackene Froschknochen waren am Eingang massenhaft vorhanden. Die Zähne überwogen bei weitem die Knochen und zwar waren es der Mehrzahl nach Pferdezähne. Auch Hyänenzähne waren sehr zahlreich und in allen Entwicklungsstadien vorhanden, von jungen noch ganz ungebrauchten bis zu solchen, die bis auf den Gaumen abgekaut waren. Die Mamuthzähne rührten von einem jungen Thiere her, einer war sogar noch gar nicht gebraucht. Die Röhrenknochen waren vollständig zermalmt und von Zähnen zerschrammt. . . . Im Jahre 1860 nahmen wir unsere Ausgrabungen wieder auf und fanden nun zu den angeführten Gegenständen noch andre, die entschieden den Beweis liefern, daß früher einmal Menschen in der Höhle gewohnt hatten. Unsere Durchforschungen wurden belohnt durch den Fund eines ovalen Gerätehes aus weißem Feuerstein von roher Arbeit, einer Hornsteinpfeilspitze, eines roh behauenen und eines rundlichen flachen Stückes Hornstein, sowie verschiedener Feuersteinsplitter, die offenbar bei der Anfertigung eines Geräthes abgesprungen waren. Auch zwei roh geformte knöcherne Pfeilspitzen fanden sich. Alles lag fast an derselben Stelle, in Berührung mit einigen Hyänenzähnen zwischen den dunkeln Manganbändern in einer Tiefe von 1,2 Meter von der Decke und einer Entfernung von 3,6 Meter vom jetzigen Eingang. . . . . Auch versteinerter Koth von Hyänen war massenhaft vorhanden. Es ist daher durchaus gerechtfertigt anzunehmen, daß die Thierreste von Zeit zu Zeit durch Hyänen in die Höhle geschleppt und dort am Boden liegen gelassen sind. Daß sie nicht vom Wasser hineingeschwemmt sind, beweist schon die Erhaltung der zarten Knochenfortsätze und Spitzen, die nothwendig in transitu hätten abgestoßen sein müssen. Da nun die Steingeräthe, die ohne Zweifel von Menschen gefertigt sind, unter einem dieser alten Böden gelegen haben, so muß der Mensch gleichzeitig mit den Hyänen und deren

Beute in dieser Gegend gelebt haben. Und daraus, daß sie sich nur an einer Stelle gefunden haben, geht ferner hervor, daß sie dort von Menschen hingelegt sein müssen. . . . . Ein Knochenstück von einem Nashorn war calcinirt und sein verkohlter Zustand legt unverkennbar Zeugniß ab, daß es gebrannt war, als die thierischen Säfte noch darin waren. Auch viele andere Knochen waren verbrannt und bezeichneten die Stätten, wo man Feuer angezündet und Essen gekocht hatte. [1])

Nach all diesem läßt sich schließen, daß die Wookey-Höhle meistentheils von Hyänen bewohnt war; von Zeit zu Zeit vertrieb sie der Mensch und nahm selbst Besitz von ihr. Am Eingang zündete er sich ein Feuer an, um sich sein Essen zu bereiten und die wilden Thiere fern zu halten. Dann zog er wieder ab und die Hyänen rückten abermals in ihre alte Behausung ein. Während alles dieses vor sich ging, ereigneten sich von Zeit zu Zeit Ueberschwemmungen, bis schließlich die Höhle durch die Ablagerungen derselben angefüllt war.

§ 3. **Die Kenthöhle.** — Nachdem diese Höhle zum ersten Mal im Jahre 1824 durch Northmore und Sir W. C. Trevelyan sowie später durch Andere untersucht worden, beauftragte im Jahre 1864 wegen ihrer archäologischen Wichtigkeit die British Association eine Gesellschaft von Fachgelehrten, um deren Durchforschung mit wissenschaftlicher Genauigkeit fortzusetzen.

Die oberste Schicht bestand aus einer schwärzlichen Erde, auf der große, von der Decke herabgestürzte Kalksteinblöcke lagen. Dieselbe enthielt mittelalterliche Ueberreste, ferner römische Topfwaaren und knöcherne Kämme, aus denen hervorgeht, daß die Höhle in geschichtlicher Zeit benutzt ward. Auch fand man eine eiserne Lanzenspitze mit Widerhacken, eine Lanzenspitze aus Bronze nebst andern Bronzegegenständen, sowie polirte Steinbeile, — ein Beweis, daß die Höhle auch in der Eisen-, Bronze- und jüngeren Steinzeit bewohnt war. Unter dieser ersten Schicht war eine Tropfsteindecke und darunter rothe Erde mit Knochen von ausgestorbenen Säugethieren und Feuersteingeräthen in wirrem Durcheinander. Nahe an einem der Eingänge deutete eine schwarze, großentheils aus Kohlen gebildete Schicht die Lage der Feuerstätten

---

[1]) Dawkins, a. a. O. S. 235.

an und enthielt eine Menge von rohen unpolirten Steingeräthen. Auch einige Gegenstände von Knochen und Geweih waren dabei, darunter ein Pfriem, eine Nähnadel mit einem so weiten Oehr, daß man einen dünnen Bindfaden hindurchziehen könnte und drei Harpunenspitzen. — Dann folgte eine vierte Schicht, bestehend aus einer kalkhaltigen Grundmasse und Sandsteingeröllen, in welcher Bärenknochen und vier unpolirte Feuersteingeräthe enthalten waren.[1]) Aus all dem geht hervor, daß die Kenthöhle mehreren Ueberschwemmungen ausgesetzt war, aus deren Niederschlägen ihre verschiedenen Schichten sich bildeten. Zugleich liefern letztere ein Zeugniß von dem industriellen Fortschritt der Menschen. Die Kenthöhle gleicht einem versteinerten Geschichtswerke mit verschiedenen Epochen, indem ihre ältesten Lagerungen einfach behauene Steingeräthe, die späteren polirte Steininstrumente und die noch jüngeren Schichten Bronzegegenstände aufweisen. Dazu kamen dann in der geschichtlichen Zeit römische Topfwaaren und noch später mittelalterliche Erzeugnisse. Zur Begräbnißstätte wurde sie nicht gebraucht, denn von menschlichen Gebeinen hat sich bis jetzt nichts gefunden. Wichtiger jedoch als die englischen Höhlen aus der älteren Steinzeit sind die in Belgien.

Zweites Kapitel.

Höhlen Belgiens.

§ 4. **Die Höhle von Engis.** — Der erste, der sich um die Erforschung der belgischen Höhlen großes Verdienst erworben, war Dr. Schmerling, der im Jahre 1829 seine mühevollen Arbeiten begann, die sich auf mehr als 40 Höhlen in der Provinz Lüttich erstreckten. An einem Seile, das an einem Baume befestigt war, ließ er sich in die Oeffnungen der Höhlen hinab, und da dieselben oft sehr enge Gänge hatten, kroch er nicht selten auf allen Vieren, um weiter vordringen zu können. Nicht alle Höhlen lohnten seine Jahre langen Arbeiten, indem nicht überall fossile Knochen sich fanden. Von großem Interesse wurde jedoch die von Engis, welche ungefähr zwei Meilen von Lüttich am linken Ufer der Maas liegt, da sie Uebereste von wenigstens zwei menschlichen Individuen ent-

---

[1]) Pengelly, Literature of Kent's Hole; Transactions Devon. Assoc. 1869—1870. Dawkins, Cave Hunting, S. 258.

hält, die mit Knochen und Zähnen von Mammuth, Nashorn, Bär, Hyäne und Pferd zusammenliegen. Das Erdreich, in dem dieselben sich befanden, war ungestört, gleichsam in jungfräulichem Zustande. Außer einer Anzahl bearbeiteter Feuersteine entdeckte Schmerling einen menschlichen Schädel, der als „Schädel von Engis" eine große Berühmtheit erlangte. [1]) — Später durchforschte E. Dupont, der würdige Nachfolger Schmerlings, diese Höhle. Auch er sammelte aus deren Schichten zahlreiche behauene Steine, einige Knochen von Menschen und Thieren und ein Stück von einer grob bearbeiteten Urne. [2]) Da die menschlichen Gebeine einerseits mit Knochen von längst ausgestorbenen Thierarten in denselben Schichten vorkommen und da andererseits die Geräthschaften durchaus den Charakter der älteren Steinzeit an sich tragen, so machten sowohl Schmerling als Dupont den Schluß, daß sie gleichalterig seien und daß der dabei gefundene Engisschädel der ältesten Periode der Urgeschichte des europäischen Menschen angehöre.

Dagegen hat sich in neuerer Zeit Dawkins erhoben, der zwar zugibt, daß die Werkzeuge der Engishöhle aus der älteren Steinzeit stammen, aber den Beweis noch nicht für geliefert erachtet, daß auch der betreffende Menschenschädel nebst Knochen dasselbe hohe Alter haben. Er sagt: „Die Entdeckung dieses letztgenannten Stückes (nämlich der zerbrochenen Thonurne) ist ein Argument zu Gunsten der Ansicht, daß die menschlichen Ueberreste jüngeren Datums sind, als die ausgestorbenen Säugethiere, da es bis jetzt nicht bewiesen ist, daß die paläolithischen Rassen, die mit jenen Thieren zusammengelebt haben, Töpfe gekannt haben, wo hingegen solche in neolithischen Gräbern [3]) sehr häufig vorkommen. Die Thatsache, daß alle Gegenstände durch Kalkinfiltration mit einander verkittet sind, ist kein Beweis für ihr Alter, über das man nicht ohne deutliche Schichtung, wie in der Wookey- und Kenthöhle entscheiden kann. Mir scheinen demnach die Umstände, unter denen der Fund gemacht ist, zu zweifelhaft, um den Schluß, den Lyell und andere hervorragende Autoren gezogen haben, daß nämlich die menschlichen Ueberreste paläolithischen Alters seien, zu-

---

[1]) Schmerling, Recherches sur les ossements fossils découverts dans les cavernes de la province de Liège 1833—1834.

[2]) Dupont, L'Homme pendant les ages de la pierre, 1873. p. 13.

[3]) D. h. in Gräbern der jüngeren Steinzeit.

rechtfertigen.“ [1]) Allein dieser Einwand Dawkins ist unseres Erachtens nicht stichhaltig. Denn er gibt zu und muß zugeben, daß die thierischen Reste und die dabei entdeckten menschlichen Geräthe der älteren Steinzeit angehören; auch kann er nicht leugnen, daß die betreffende Schicht vor ihrer Untersuchung ungestört und gleichmäßig mit einer Kalkdecke überzogen war, indem ihr Durchforscher Schmerling erklärt: „J'ai déjà fait observer que la couleur, le degré de décomposition et le gisement de ces ossements humains, ne se distinguent point d'autres restes d'animaux fossiles de nos cavernes;“ [2]) — warum sollen allein die menschlichen Knochen und Schädel, die doch mit jenen so innig verkittet waren und in derselben Schicht sich befanden, späteren Datums sein? Dawkins antwortet, weil dabei ein Stück von einem wenn auch groben Thongefäße entdeckt ward und Topfarbeiten bis jetzt noch nicht in Niederlagen aus der älteren Steinzeit gefunden wurden. Allein wenn das auch wahr wäre, dann würde eben die Engishöhle bis jetzt das erste Zeugniß für das Vorkommen von Thongefäßen in der ältesten Periode sein. Das ist aber nicht der Fall, indem der amerikanische Paläontologe Dawson erklärt, daß Topfarbeit in Niederlagen gefunden ward, die zur alten Steinzeit gehören, [3]) was wir auch im nächsten Paragraphen bestätigt finden. Sonach ist das paläolithische Alter der menschlichen Ueberreste der Engishöhle nicht zu bestreiten und wurde auch bisher von allen archäologischen Autoritäten anerkannt.

Die wichtige Frage ist aber nun: welche Charaktere zeigt der in ihr entdeckte Menschenschädel? Steht er als einer der ältesten Repräsentanten der Urmenschen Europas auf der Uebergangsstufe vom Affen zum Menschen? Verräth er eine thierische oder wenigstens wilde Natur seines ehemaligen Inhabers? Die anatomische Wissenschaft hat negativ darauf geantwortet. Selbst Professor Huxley, der Freund Darwin's, erklärt, daß der Engisschädel von mittlerer Größe und seine Umrisse recht wohl mit denen einiger australischer und europäischer Schädel übereinstimmen; er zeige keine Spur von Degradation und „ist in der That ein guter mittlerer menschlicher

[1]) Cave Hunting, S. 188.

[2]) Recherches sur les ossements foss. tom. I. pag. 65.

[3]) Dawson, die Natur und die Bibel, 1877, S. 101.

Schädel, der einem Philosophen angehört oder das Gehirn eines gedankenlosen Wilden enthalten haben kann." [1])

§ 5. **Trou Magrite bei Pont-à-Lesse und die Höhle von Goyet.** — Nach Schmerling hat Dupont seit dem Jahre 1864 durch Erforschung einer Reihe von Höhlen in den Thälern der Molignée und Lesse sich einen bedeutenden Namen erworben. Die meisten derselben geben Zeugniß von der Gleichzeitigkeit des ausgestorbenen Mammuth, des Höhlenbären, der Hyäne, des Rhinoceros mit dem Menschen auf der Stufe der Steinindustrie. Wir heben hier aus der älteren Steinzeit nur zwei von ihnen wegen ihrer beachtenswerthen anthropologischen Einschlüsse hervor: das Trou Magrite und die Grotte von Goyet, indem wir im nächsten Paragraphen noch einen Blick der Höhle von Frontal widmen.

Das Trou Magrite befindet sich mehr als 20 Meter über dem Lesse-Flusse in der Umgegend von Dinant. Seine Schichten, $2^1/_2$ Meter dick, sind infolge von wiederholten Ueberschwemmungen des Flusses an der Basis von Steingeröll gebildet, dann folgt eine Lehmlagerung, welche vier knochenführende Schichten enthält. In derselben hat man Knochen von drei Mammuthen, acht Rhinocerossen, dreißig Rennthieren, einem Höhlenlöwen, vier Hyänen und mehreren anderen Thierarten entdeckt. Ferner enthielt die Höhle mehrere gut behauene Feuersteine, ein Messer aus demselben Stoffe und ungebrannte, an der Sonne getrocknete Thonstücke, deren rohe Masse mit der Hand geformt war, [2]) — ein neuer Beweis, daß schon in der älteren Steinzeit Töpferei getrieben wurde. Der interessanteste Fund aber aus der dritten Knochenschicht war der Versuch eines 4 Centimeter hohen Figürchens, aus Rennthiergeweih geschnitzt, sowie eine Art Blätterzeichnung auf einem andern derartigen Geweih. Beide primitiven Kunstwerke aus der ältesten Periode des vorgeschichtlichen europäischen Menschen sind von ihrem Entdecker Dupont im obengenannten Buche im Bilde wiedergegeben; [3]) sie liefern einen Beweis, daß diese Ur-

---

[1]) Huxley, Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur. Uebers. v. Carus, 1863, S. 157.

[2]) Dupont, L'home pendant les ages de la pierre, p. 93.

[3]) A. a. O. p. 92.

menschen nicht allen ästhetischen Sinnes baar waren, was wir in Folgendem in noch viel reichlicherem Maaße bestätigt finden werden.

Auch die Höhle von Goyet bietet uns ein sprechendes Zeugniß hiefür. Dieselbe liegt 15 Meter über dem Bache Samson, der in die Maas fließt. Ihre fünf knochenführenden Schichten enthalten Ueberreste von Höhlenbären, Hyänen, Höhlenlöwen, von welch letzteren man aus den vorhandenen Knochen ein Skelet bilden konnte. Auch wurden darunter Knochen vom Menschen gefunden, ferner behauene Feuersteine, bearbeitete und gebrannte Knochen, Pfeilspitzen aus Rennthiergeweih und Schmuckgegenstände. Besonders beachtenswerth aber ist ein bearbeitetes Stück eines Rennthiergeweihes, dessen breiter Theil von einem Loche durchbohrt ist, während der übrige Verzierungen und Zeichnungen an sich trägt. Nach Dupont soll die Zeichnung eine Forelle darstellen, deren Rücken mit eingravirten Punkten bedeckt ist.[1]) Aehnliche Gegenstände wurden viele in den französischen Höhlen von Périgord durch Lartet und Christy gefunden und in ihrem großen Werke: „Reliquiae Aquitanicae", auf das wir noch später zu sprechen kommen werden, abgebildet. Diese Forscher bezeichneten dieselben, da ihr eigentlicher Zweck noch unbekannt ist, als „Commandostäbe."[2]) Die Bewohner des Mackenzieflusses bilden analoge Gegenstände, die sie „Pogamagan" nennen, ein Wort, das mit „Gegenstand zum Schlagen" übersetzt werden kann und welche sie als Waffen benützen. Wahrscheinlich dienten jene obigen „Commandostäbe" einst als Instrumente zum Strecken der Bogen.

§ 6. **Trou du Frontal bei Furfooz.** — In der Nähe bei Furfooz ebenfalls am Ufer der Lesse liegt ein malerisches Kalksteingebirge, in dem sich mehrere Höhlen befinden, unter denen die wichtigsten das Trou des Nutons, das Trou de la Gatte d'or, das Trou Rosette und das Trou du Frontal sind. Das Trou des Nutons, 25 Meter lang, bildete, nach dem Inhalt zu schließen, einen Aufenthaltsort für die Menschen, während das Trou du Frontal zur Begräbnißstätte diente. Wegen der großen anthropologischen Bedeutung des letzteren wollen wir es näher in's Auge fassen.

Das hohe vorgeschichtliche Alter dieser Höhle wird sowohl durch die geologischen Schichtenverhältnisse als durch ihre Einschlüsse

---

[1]) Dupont a. a. O. p. 116.

[2]) Lartet et Christy, Reliquiae Aquitanicae. 2. edit. 1868. p. 184.

bezeugt. Was die ersteren betrifft, findet sich dicht am Ufer der Lesse zunächst das Alluvium und unter diesem ein Thonlager mit eckigen Steinblöcken, das bis unter das Felsendach sich hinaufzieht und die Höhle erfüllt. Darunter liegt eine Lehmschicht, die auf Kies ruht. Am Ende des genannten Thonlagers unter dem Felsendach ist die Grabhöhle, deren Eingang durch einen mächtigen Felsblock gesperrt war. Im Eingang wurden Stücke einer großen Thonurne gefunden, die vereinigt die Form einer Vase ergaben. Sie bestand aus roher Masse, war mit der Hand geformt und ungebrannt. An den Seiten hatte sie 6 durchbohrte Griffe, offenbar zum Zweck des Aufhängens.[1]) — Ferner wurden in der Grabstätte Feuersteinspäne, Flußspatzierathe und durchbohrte Muschelschalen entdeckt. Der Hauptfund aber bestand in 16 menschlichen Skeleten, 2 gut erhaltenen menschlichen Schädeln, sowie in Fragmenten von andern Schädeln. — Außerhalb der Grabhöhle lagen in derselben Lehmschicht viele zerbrochene Knochen von Lemmingen, Pfeifhasen, Wildkatzen, Wildschweinen, Hirschen, Auerochsen, Ziegen und Stücke von zwei Rennthieren. Aus dem Vorkommen der letztern folgert Dupont, daß der Inhalt der Höhle der sogenannten Rennthierzeit angehöre.

Was den Ausdruck „Rennthierzeit" betrifft, ist zu bemerken, daß belgische und französische Anthropologen darunter jene Periode der Vorgeschichte verstehen, in der nach Ausweis der Höhlenfunde in Mitteleuropa noch das Rennthier in großer Menge lebte, welches nach Eintritt eines milderen Klima's am Anfange der geschichtlichen Zeit sich nach dem Norden und auf die Schneegipfel der Gebirge zurückzog. Da nun mit den Ueberresten des Rennthiers in den europäischen Höhlen zugleich einerseits unpolirte menschliche Steingeräthe, anderseits auch manchmal geschliffene Steinwerkzeuge vorkommen, so ragt die Rennthierzeit theils in die ältere, theils in die jüngere Steinzeit hinein. Jene französischen und belgischen Anthropologen unterscheiden von der Rennthierzeit die Mammuthzeit und befassen darunter jene älteste Periode, in der noch das Mammuth nebst andern längst ausgestorbenen Thiergeschlechtern zugleich mit den Menschen Mitteleuropa bevölkerten. Diese Periode, die vor die eigentliche Rennthierzeit fällt — obschon auch in ihr bereits das Renn lebte, aber noch nicht so zahlreich — ist identisch

---

[1]) **Dupont**, a. a. O. p. 152.

mit unserer älteren Steinzeit. Unseres Erachtens ist jedoch diese Periodeneintheilung der menschlichen Urgeschichte nach den vorherrschenden Thierformen nicht recht geeignet; entsprechender erscheint uns die andere Eintheilung, die man vom Fortschritt in der Industrie hergenommen hat, obschon auch diese nicht ganz zutreffend ist.

Kehren wir zur Betrachtung des Trou du Frontal zurück! Nach dem anthropologischen und zoologischen Inhalt desselben zu schließen, gehört die Höhle, wie auch ihr Erforscher Dupont annimmt, der älteren Steinzeit an. Doch hat sich auch dagegen Dawkins zweifelnd ausgesprochen. Dieser möchte einen zeitlichen und ethnologischen Unterschied zwischen dem Inhalt der Grabhöhle und den Ueberresten außerhalb derselben machen. „Die Grabstätte", sagt er, „kann recht wohl Einem Volke angehört haben und die Kehrichthaufen außerhalb des Thürsteines einem andern. Die Form der Urne erinnert in merkwürdiger Weise an einige von denen, die man in neolithischen schweizer Pfahlbauten gefunden hat und mag vielleicht andeuten, daß man dieses Grab auch jener Zeit zuzuschreiben hat."[1]) Das ist jedoch eine bloße Vermuthung, die sich wieder auf die unbegründete Annahme stützt, daß in der älteren Steinzeit noch keine Thongefäße existirt hätten. Der geologische und anthropologische Charakter unserer Höhle läßt den von Dawkins gemachten Unterschied zwischen der eigentlichen Grabgrotte nebst Einschlüssen und der Schicht außerhalb des Einganges derselben nicht zu. Denn beide bilden eine und dieselbe Thonschicht und die Feuersteinspähne, Flußspatzierathen und durchbohrten eocänen Muschelschalen, die innerhalb der Grabstätte bei den Skeleten gefunden wurden, weisen deutlich auf die ältere Steinzeit hin.

Die Frage ist nun, welche Charaktere die im Trou du Frontal entdeckten Menschenschädel an sich tragen? Zwei davon, der eine einer Frau, der andere einem jungen Manne angehörig, sind glücklicher Weise gut erhalten und zogen wegen ihres hohen Alters wie der Engisschädel die Aufmerksamkeit der Anatomen in hohem Grade auf sich. Nach den Untersuchungen Pruner-Bey's sollen sie zum „type Mongoloïde" gehören,[2]) als dessen Repräsentanten heutzutag die Finnen, Lappen und Esthen gelten. Auch Quatre-

[1]) **Dawkins, a. a. O. S. 190.**

[2]) Comptes-rendus du Congrès antéhistorique de Paris en 1867, 2 e part. p. 347.

fages bringt sie in Beziehung zu den Esthen am baltischen Meer. [1]) Nach der Ansicht von Virchow und Lagneaux dagegen stellen sie denselben Typus, wie die jetzige Bevölkerung Belgiens in jener Gegend z. B. von Antwerpen dar. [2])

Soviel geht also aus den Gutachten dieser angesehensten Fachgelehrten als gemeinsames Resultat hervor, daß die Schädel des Trou de Frontal, die, wie gezeigt, der ältesten Periode der Urgeschichte des europäischen Menschen angehören, so wenig wie der besprochene Engisschädel auf Rohheit oder gar thierischen Charakter ihrer einstigen Besitzer schließen lassen. Ferner beweist diese Höhle, daß die Urbewohner Belgiens ihre Todten bestattet haben, also Pietät gegen dieselben besaßen.

Drittes Kapitel.

Höhlen Deutschlands und der Schweiz.

§ 7. **Die Gailenreuther Höhle in Franken.** — Unter den fränkischen Höhlen in der Umgegend von Muggendorf erlangte die von Gailenreuth am meisten Bedeutung. Denn Cuvier erkannte in den daselbst ausgegrabenen Knochen solche von Hyäne, Löwe, Wolf, Fuchs, Vielfraß, Rennthier und Wisent. [3]) Der Engländer Dr. Buckland war der erste, der diese Höhle im Jahre 1816 systematisch durchforschte. Die thierischen Ueberreste weisen auf eine Zeit hin, in der noch das Rennthier in den Gegenden Frankens lebte und folglich die Temperatur noch eine sehr niedrige war, denn die Erhaltung der Knochen, sowie deren Lagerung schließt die Annahme aus, dieselben seien durch eine große Fluth von weit her in derselben abgesetzt worden. Zudem wird uns die Existenz des Rennthiers in Süddeutschland noch durch andere Daten, wie wir bald sehen werden, erhärtet. Außer den thierischen Resten fand Buckland einen menschlichen Schädel nebst Scherben von schwarzen groben Töpfen, von denen eine mit einer Linie von Fingereindrücken gezeichnet ist. [4]) Dieselben befinden sich jetzt im Oxforder Museum.

---

[1]) Rapport sur les progrès de l'Anthropologie. 1867, p. 260.

[2]) Prähistorischer Congreß zu Brüssel. 1872. S. 549 ff.

[3]) Cuvier, Ossements fossiles, vol. IV. p. 300.

[4]) Buckland, Reliquiae Dilnoianae. 1822. p. 135.

An dem Schädel ist die bedeutende Breite der Scheitelhöcker und die Abflachung der oberen und hinteren Gegend der Scheitelbeine beachtenswerth. Nach Dawkins stimmen seine Maaße mit denen der Schädel des Trou de Frontal überein,[1]) verrathen sonach einen Menschenschlag von ähnlichen physischen und psychischen Eigenschaften, wie sie die belgischen Urbewohner besaßen. Von thierischer Rohheit ist also auch hier keine Spur bemerklich.

§ 8. **Die Lindenthaler Höhle bei Gera und andere Lager in Thüringen.** — Diese Höhle, im Jahre 1874 entdeckt und von Dr. Liebe beschrieben,[2]) reicht in eine noch ältere Zeit zurück als die von Gailenreuth; denn es wurden darin Knochen von Höhlenhyäne, wollhaarigem Nashorn, Auerochsen, Höhlenlöwen, Hirsch, Elch, Rennthier, Pferd und Murmelthier gefunden, — eine Fauna, die mit der des bereits besprochenen Hyänenhorstes im Wookey-Loch in England übereinstimmt und mit ihren längst ausgestorbenen Species auf die älteste Vorzeit hinweist. „Das unversehrte Skelet vom Alpenmurmelthier, welches in mittlerer Tiefe an der Wand der Spalte aufgefunden wurde, beweist, daß die Hyänen vor dem Höhepunkt der letzten (einen) Glacialzeit hier hausten, denn nur während dieses Zeitabschnittes konnten die Murmelthiere hier existiren, und nur nachdem die Hyänen die Lokalität bleibend verlassen, konnte sich jener schüchterne Nager in der Ausfüllungsmasse der Kluft eingraben. Ganz dasselbe beweisen auch die so spärlichen Reste vom Rennthier.“ [3]) Daß zu gleicher Zeit in jener Gegend auch Menschen gelebt haben, geht aus den gespaltenen Knochen, ferner aus einem bearbeiteten Hirschhornstück, sowie aus einem Fragment eines Feuersteinmessers hervor, das in Gesellschaft mit jenen ausgestorbenen Thierarten daselbst gefunden ward. Von menschlichen Schädeln und Gebeinen wurde nichts zu Tage gefördert.

Außer der Lindenthalerhöhle sind in Thüringen noch andere vorgeschichtliche Lager entdeckt worden. Bei Pahren zwischen Schleiz und Zeulenrode lagen in einer Kluft des devonischen Kalks neben einem Skelet vom Mammuth noch Knochen vom Schneehase, Wisent, Ur und in größter Menge vom Rennthier. — „Bei Köstritz über-

---

[1]) A. a. O. S. 189.

[2]) K. Th. Liebe, die Lindenthaler Höhle unweit Gera. 1875.

[3]) Liebe, a. a. O. S. 14.

wogen die Rennthierreste so sehr, daß ich allein — nach den Kronen gezählt — die Stangen von ungefähr 200 Individuen ausgraben ließ. Daneben treten vereinzelt noch Equus fossilis, Rhinoceros tichorhinus, Bos primigenius und Ursus spelaeus und als Seltenheit noch Elephas primigenius, Bos priscus, Hyaena spelaea u. s. w. auf. Bei Köstritz wie bei Pahren sind die Röhrenknochen sehr regelmäßig aufgespalten, seltener quer durchschlagen. Stein- und Hornwerkzeuge und menschliche Gebeine waren aber nicht zu finden. Alle diese Funde gehören indeß immer noch der Zeit an, in welche die Vergletscherung der subalpinischen Gebirge fällt."[1])

§ 9. **Das Schussenrieder Lager in Oberschwaben.** — Was die Klarheit der geologischen Lagerungsverhältnisse betrifft, nimmt unter den bekannten Stätten Centraleuropas, wo sich Spuren menschlicher Cultur mit den Resten ausgestorbener oder wenigstens ausgewanderter Thiere vermischt finden, die im Jahre 1866 entdeckte Schussenrieder Schicht im Württembergischen die erste Stelle ein. Die Ausgrabungen geschahen unter der Aufsicht der Paläontologen Professor Fraas und Haßler. Nach dem Originalbericht des ersteren[2]) besteht das ganze oberschwäbische Gebiet aus einem Kieslager, das unstreitig die Moräne eines ehemaligen Gletschers bildet, wofür auch die sogenannten erratischen Blöcke[3]) zeugen. An den Rücken der Kiesformation lehnt sich ein bedeutendes Torfmoor an, unter dem ein 4—5 Fuß mächtiges Lager von Kalktuff liegt. Noch tiefer fand sich eine trefflich erhaltene Moosschichte. Hier vom feinsten Sand und dem Moos eingehüllt, entdeckte man in einer Grube, die wahrscheinlich einst für Küchenabfälle benützt wurde, neben den Knochen abgeschlachteter Thiere, neben Kohlenresten und Aschen, neben rauchgeschwärzten Herdsteinen und Brandspuren zahlreiche Messer, Pfeil- und Lanzenspitzen von Feuerstein und die verschieden-

---

[1]) Liebe, a. a. O. S. 15.

[2]) O. Fraas, das Schussenrieder Lager aus der Eiszeit, Archiv für Anthropol. B. II. S. 29. ff.

[3]) Darunter versteht man bekanntlich jene kolossalen Felsstücke, die für die Gegend, in der sie sich jetzt befinden, wahre Fremdlinge sind, indem ihr Gestein ganz anderer Art ist; sie sind in der Vorzeit aus weiter Ferne durch die einst sich ausdehnenden Gletscher, sowie durch schwimmende Eisberge eingewandert, wie noch jetzt solche mit Felsstücken beladen aus dem Polarmeer südwärts schwimmen.

artigsten Handarbeiten aus Rennthiergeweih übereinander. Das Alles lag im reinsten Gletscherschutt, wobei klar in die Augen sprang, daß die vortreffliche Erhaltung der Beingeräthe und Knochen nur dem Wasser zu danken war, das im Moos und Sand sich halten konnte. — Zur Feststellung der geologischen Periode, welcher die Funde angehören, diente vor allem die Untersuchung des Mooses selbst, der sich einer der größten Mooskenner der Gegenwart, Professor Schimper in Straßburg unterzog. Er fand in den Moosen durchweg nordische oder hochalpine Formen, von denen jetzt keines mehr bei uns wächst, sondern alle nun in kältere Zonen ausgewandert sind.

Mit diesem botanischen Resultat stimmt vollständig das zoologische. Die Reste von mehreren hundert Rennthieren kamen zu Tag, deren wieder hergestellte Skelete ganz den grönländischen entsprechen. Ferner entdeckte man die Reste eines Ochsen und einer großköpfigen Pferderace neben denen vom Vielfraß, Goldfuchs und Eisfuchs, außerdem solche vom Bären, Wolf, Hasen und Singschwan. Diese blos nordische Flora und Fauna weist unstreitig auf ein rein nordisches Klima hin, das einst in jener Gegend geherrscht haben muß, ähnlich wie es jetzt an der Grenze des ewigen Schnees herrscht. Mit andern Worten, wir befinden uns in der sogenannten Eiszeit.

Wenn nun auch neben den Knochen der nordischen Thiere, die damals in Oberschwaben hausten, vom Skelet des Menschen nichts in der Grube lag, so ward doch von den Werken seiner Hand Manches aufbewahrt, das auf sein Leben und Treiben einiges Licht wirft. Da die Grube sichtlich nur für Abfälle bestimmt war, enthielt sie dementsprechend auch nur zerbrochene Waare. Von Thongeschirren wurde nichts gefunden; um so mehr Hornarbeiten aus dem Geweihe des Rennthiers und Steingeräthe. Von Metall kommt nichts in der Schicht vor. Während die Steingeräthe sich in zwei große Gruppen ordnen lassen: in zugespitzte lanzettförmige und in abgespitzte, sägeblattförmige, sind die Hornarbeiten von manchfacher Art. Indem wir betreffs des Details der Manufacte auf den Bericht von Professor Fraas verweisen, bemerken wir nur, daß dieselben eine unverkennbare Geschicklichkeit verrathen, zumal sie nur mit Steininstrumenten bearbeitet wurden. Wenn sich auch von eigentlichen Kunstsachen nichts vorfand, wie in den Höhlen der Schweiz und Südfrankreichs, die wir

bald in's Auge fassen werden, so ist das kein Beweis, daß nicht auch die damaligen Bewohner Oberschwabens sich damit befaßten, denn die entdeckte Stätte bildete ja, wie bemerkt, einst nur eine Abfall- und Kehrichtgrube, also keinen Platz zur Aufbewahrung von Kunstsachen. Aus demselben Grunde sind auch keine menschlichen Schädel und Knochen darin vorhanden. Aber soviel läßt sich aus den gefundenen Geräthen erkennen, daß die ältesten Bewohner Süddeutschlands in der Eiszeit sich mit Jagd und Fischfang beschäftigten und nach der Form ihrer Geräthe zu schließen, von demselben Volksstamm waren, wie jene, deren Ueberreste man in den Höhlen und Grotten der Dordogne in Südfrankreich und in Belgien entdeckte.[1])

§ 10. **Die Neanderthalhöhle.** — Das Neanderthal bei Düsseldorf, das seinen Namen nach dem Dichter J. Neander empfangen hat, erlangte in der anthropologischen Forschung eine große Berühmtheit durch einen alten Schädel, den man in der Feldhofer Grotte nebst anderen menschlichen Gebeinen im Jahre 1857 ausgegraben hat. Diese Grotte befindet sich mit andern in dem am Ufer des Baches Düssel bis zu 65 Meter aufsteigenden Kalkgebirge. Der Boden der Grotte, obgleich hoch über dem heutigen Wasserstand, war dennoch mit einem mehr oder weniger mächtigen Lehmlager bedeckt. In diesem fanden Arbeiter beim Brechen von Steinen zufällig die erwähnten menschlichen Ueberreste und dem Professor Fühlrott ist es zu danken, daß sie der Wissenschaft erhalten wurden.

Ueber den Neanderthalschädel waren die wissenschaftlichen Urtheile getheilt und sind es heute noch theilweise. Schon betreffs seines Alters gibt es noch keine volle Sicherheit; denn in der Höhle selbst finden sich keine Thierreste, weder von ausgestorbenen noch vom Rennthier oder sonstigen Arten, die einen Schluß auf das Alter erlauben. Deshalb rechnet ihn Dawkins zu den vorgeschichtlichen Funden von ungewissem Alter.[2]) Andere Archäologen dagegen, darunter Schaaffhausen, betrachten ihn als der ältesten Zeit und dem Urstamme des Menschen angehörig.[3]) Hiebei stützt er

---

[1]) Fraas, Arch. f. Anthrop. II, 47, 48.

[2]) A. a. O. S. 192.

[3]) Schaaffhausen, Compte rendu du Congrès de Bruxelles. 1872. p. 545.

sich auf die Form des Schädels, sowie auf die Thierreste, die man in benachbarten Höhlen an der Düssel gefunden hat, die sich als Knochen vom Bär, Hyäne, Rhinoceros herausstellten.

Noch größer ist die Meinungsverschiedenheit hinsichtlich seines anatomischen Charakters. Nach der Ansicht der englischen Anatomen Busk und Davis ist diese Schädelform nur individuell, repräsentirt also keine Raceneigenthümlichkeit. Huxley dagegen sagte anfangs: „Mögen wir seine verticale Abplattung, die enorme Dicke seiner Augenbrauenhöcker, sein schräges Hinterhaupt oder seine lange und gerade Schuppennaht berücksichtigen, wir stoßen auf affenähnliche Charaktere, wodurch er zu dem äffenähnlichsten menschlichen Schädel wird, der bis jetzt entdeckt ist.“ Darauf corrigirt er aber seine Ansicht, indem er bemerkt: „Professor Schaaffhausen gibt jedoch an, daß der Schädel in seinem jetzigen Zustand 1033.24 Cubikcentimeter Wasser oder ungefähr 63 Cubikzoll enthalte und da der vollständige kaum weniger als 12 Cubikzoll mehr enthalten haben kann, so kann sein Rauminhalt auf ungefähr 75 Cubikzoll geschätzt werden, was die von Morton für polynesische und Hottentottenschädel gegebene mittlere Capacität ist. Eine so große Gehirnmasse wie diese würde schon allein die Vermuthung veranlassen, daß die affenähnlichen Beziehungen, die dieser Schädel andeutet, nicht tief in die Organisation eingedrungen sind. Diese Folgerung wird durch die Maaße der übrigen von Professor Schaaffhausen gemessenen Skelettheile gerechtfertigt, welche nachweisen, daß die absolute Höhe und relativen Verhältnisse der Gliedmassen durchaus die eines mittelgroßen Europäers waren. Die Knochen sind allerdings dicker, dies ist aber, ebenso wie die starke Entwicklung von Muskelleisten, bei Wilden zu erwarten. Die Patagonier, die ohne Schutz und Obdach einem Klima ausgesetzt sind, das möglicher Weise nicht sehr von dem abweicht, was zur Zeit, wo der Neanderthal-Mensch lebte, in Europa herrschte, sind ausgezeichnet durch Dicke ihrer Extremitätenknochen.

„In keiner Weise können daher die Neanderthalknochen als die Ueberreste eines zwischen Affe und Mensch in der Mitte stehenden menschlichen Wesens angesehen werden. Höchstens beweisen sie die Existenz eines Menschen, dessen Schädel in etwas nach dem Affentypus zurückgeht — ebenso wie eine Brieftaube, Pfauentaube oder Turteltaube

zuweilen das Gefieder des ursprünglichen Stammes, der Columba livia anlegt.“ [1])

Eingehend hat sich mit dem Neanderthalschädel die vierte allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Wiesbaden (1873) beschäftigt. Nach der dort gepflogenen Diskussion [2]) scheint über allen Zweifel festzustehen, daß das Individuum, dem dieser Schädel angehört hat, an verschiedenen, das Knochengerüst afficirenden Krankheiten (Arthritis deformans, Rhachitis) gelitten habe. Besonders war es Virchow, der die Schädelform zwar als eine typische, aber durch krankhafte Einwirkungen veränderte bezeichnete, [3]) nachdem er schon früher erklärt hatte, daß aus derselben in keiner Weise eine Annäherung an irgend einen Affenschädel abgeleitet werden könne. [4]) Sehr beachtenswerth in der bezüglichen Rede Virchow's in Wiesbaden ist noch die Bemerkung: „Nur der Neanderthalschädel macht diesen Eindruck (der Wildheit) und er hat sich als ein pathologischer erwiesen.“ [5]) Nach diesem Zeugniß eines unserer ersten Koryphäen auf anatomischem und anthropologischem Gebiete hatte man also bis zum Jahre 1873 noch keinen vorgeschichtlichen Schädel gefunden, der den Charakter der Wildheit an sich trüge, mit Ausnahme des Neanderthalschädels und dieser hatte seine Mißverhältnisse nicht von Natur, sondern nur in Folge krankhafter Zustände. Wir können mit vollem Rechte hinzufügen, daß auch von dem Tage an, wo Virchow jene Worte sprach, bis heute von der anthropologischen Forschung kein Schädel entdeckt wurde, der ihre Wahrheit umstoßen könnte.

Außer den genannten Höhlen Deutschlands aus der älteren Steinzeit sind noch zwei andere Lager zu erwähnen, die wir aber, weil sie nichts besonderes Neues enthielten, nur kurz namhaft machen wollen: Die Lößlagerung des Rheinthals bei Munzingen unweit Freiburg [6]) und der Hohlefels im schwäbischen Achthal, in welch' letzterer Höhle an der Wurzel

---

[1]) Huxley, Stellung des Menschen in der Natur, 3. Thl. S. 175.

[2]) Stenogr. Bericht von Dr. v. Frantzius; Braunschw. 1874, S. 49.

[3]) A. a. O. S. 5 und 49.

[4]) Sitzungsbericht der Berliner anthropolog. Gesellschaft vom 27. Apr. 1872.

[5]) Virchow, „Die Urbevölkerung Europas“, Rede gehalten in der 4. Versammlung der anthropologischen Gesellschaft in Wiesbaden 1873, S. 46.

[6]) Archiv für Anthropologie. B. VIII, S. 87.

durchbohrte Schneidezähne des Pferdes und Rennthiers gefunden wurden, die aneinander gereiht als Schmuck oder Amulet dienten; dabei fand man ein halbes Hundert Feuersteinmesser, unter denen einzelne „von ganz ausgezeichneter Form sind, so daß sie auf eine wahrhaft überraschende Geschicklichkeit hinweisen." [1]) Nach all dem waren die Ureinwohner Deutschlands, soweit ihre bis jetzt entdeckten Ueberreste Zeugniß ablegen, doch nicht so roh und uncultivirt, wie man sie häufig ausgegeben hatte. Aber eine noch größere Geschicklichkeit und hohen Kunstsinn verrathen die Funde in der Schweiz, zu deren kurzer Betrachtung wir nun übergehen.

§ 11. **Funde aus der Schieferkohle von Wetzikon.** — Escher von der Linth hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß die in einigen Gegenden der östlichen Schweiz, namentlich am östlichen Ufer des Züricher Sees, von Wetzikon bis Utznach, dann in der Nachbarschaft des Bodensees, zwischen St. Gallen und Arbon, ausgebeuteten Schieferkohlen nicht nur von einer mächtigen Gletscherablagerung überdeckt sind, sondern daß wenigstens an einigen Stellen (Wetzikon und Dürnten) auch deren Unterlage von einem Gletscher herrührt. Dieses galt in der Schweiz als einer der besten Belege für die zuerst von Morlot aufgestellte Annahme von zwei Eisperioden. In der zwischen diesen zwei Gletscherablagerungen sich befindlichen Schieferkohle wurden Ueberreste von Elephas antiquus (Mammuth) und Rhinoceros Merkii, sowie vom Höhlenbär und Urochs gefunden. „Dieselbe Schieferkohle ist es nun, welche in neuester Zeit Dokumente geliefert hat, daß gleichzeitig mit der Pflanzen- und Thierwelt, deren Ueberreste sie darstellt, auch der Mensch diese Gegenden bewohnt hat und zwar Dokumente, welche nicht nur über ihre Zuverlässigkeit, sei es nach Alter, sei es nach Herkunft, allen Zweifel ausschließen, sondern gleichzeitig von einer Stelle, Wetzikon, stammen, wo die Einlagerung der Kohle zwischen zwei Gletscherablagerungen am vollständigsten belegt ist." [2]) Diese Kohlen wurden abgegraben, um besonders in Basel als Brennmaterial gebraucht zu werden. Dr. Scheuermann stieß auf einen größeren Kohlenblock, in welchem eine Anzahl zugespitzter Stäbe, die von der umgebenden Kohle nicht verschieden waren,

---

[1]) W. Baer, der vorgeschichtliche Mensch. 1874. S. 123. — Archiv für Anthropologie. B. V, S. 173 ff.

[2]) Prof. L. Rütimeyer, Spuren des Menschen aus interglaciären Ablagerungen in der Schweiz. Archiv für Anthropologie VIII, 134.

neben einander eingebettet lagen. Diese Stäbe, die gewissermaßen mit der Kohle verschmolzen und selbst fast verkohlt sind, bestehen aus demselben Holze, wie die sie umgebende Schieferkohle. Daß sie ferner von menschlicher Hand bearbeitet wurden, beweisen sprechend ihre künstlich zugeschnittenen Spitzen, sowie gewisse Ringe, die wie durch Schnüre hervorgebracht zu sein scheinen. Da nun diese Schieferkohle, wie bemerkt, unter einer Gletscherablagerung liegt, so liefern die in ihr enthaltenen menschlichen Werkzeuge einen sicheren Beweis, daß in der Schweiz schon vor der zweiten Gletscherperiode gleichzeitig mit den genannten ausgestorbenen Thierarten Menschen gewohnt haben. Weitere Dokumente aber, die uns einen Aufschluß geben könnten über den Culturstand jener Ureinwohner der Schweiz haben sich aus den Kohlenlagern bis jetzt nicht gefunden. Dafür jedoch hat man um so merkwürdigere Funde in einem anderen Lager gemacht, dem wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben.

§ 12. **Die Höhle von Thayingen bei Schaffhausen.** — Diese interessante Höhle nebst der darin gemachten Ausbeute wurde von ihrem Entdecker C. Merk eingehend beschrieben.[1] Daß ihr Inhalt der älteren Steinzeit angehört, beweist die in ihr vertretene Fauna, deren Ueberbleibsel in Gesellschaft mit menschlichen Geräthschaften aus Stein und Horn, sowie mit sehr beachtenswerthen Kunsterzeugnissen in denselben Schichten entdeckt wurden.

Die Fauna, von der diese Höhle zeugt, ist eine manchfaltige. Von den ausgestorbenen Thierarten wurden Knochen vom Urochs (bos primigenius), vom Bison priscus, dem Urahnen des amerikanischen und europäischen Wisent, vom Höhlenlöwen, Rhinoceros tichorhinus und Mammuth gefunden. Von jeder dieser Species sind Reste mehrerer Individuen erhalten und das Wichtigste ist, vom Höhlenlöwen und Mammuth Ueberbleibsel alter und junger Thiere. Von letzterem sind Knochen des Ferkels sogar noch häufiger, als vom erwachsenen Thier. Daß diese Thiere in der Gegend einheimisch waren, steht somit außer allem Zweifel.

Ferner wurden circumpolare Thierreste in der Thayingerhöhle gefunden, so vom Rennthier, Moschusochs, Eisfuchs, Vielfraß — ein Beweis, daß einst in der Gegend ein nordisches Klima herrschte,

[1] Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Band XIX., Heft I. 1875.

was wieder auf die Eiszeit, wie die Gletscherablagerung von Wetzikon und das Schußenriederlager in Oberschwaben hinweist. Das hohe vorgeschichtliche Alter unserer Höhle steht sonach außer aller Frage.

Unter diesen Thierresten wurden nun auch auffallende Zeugnisse nicht blos von der damaligen Existenz des Menschen, sondern auch von seiner vorzüglichen Geschicklichkeit und seinem feinen Kunstsinn zu Tage gefördert. Die Zeichnungen auf Rennthiergeweih, auf Knochen und Braunkohlen, sowie die geschnitzten Gebilde, die man in den Höhlenschichten entdeckt hat, machen ihren Verfertigern alle Ehre und bekunden das gerade Gegentheil von Rohheit und Barbarei, wie man sie so vielfach jenen Urmenschen zugeschrieben hat und aus Unkenntniß nicht selten noch thut. Auch hier stützen wir uns auf den Bericht des Prof. Rütimeyer, eines der angesehensten Anthropologen und Physiologen unserer Zeit, dessen Urtheil über die betreffenden Funde deshalb um so schwerer in die Wagschale fällt.

Zunächst wurden vortreffliche Abbildungen vom Pferd ausgegraben. „Die sorgfältigste Zeichnung stellt auf einer Stange von Rennthierhorn das ganze Thier vor in ungemein eleganter Ausführung, wie ersichtlich am ganzen Leibe lang behaart. Sehr ähnlich, obgleich viel plumper ausgefallen, ist ein ähnliches vollständiges Thier, das nebst drei Rennthieren eine andere Rennthierstange schmückt (Fig. 63 der Merk'schen Tafeln). Dazu kommen 4 Darstellungen bloßer Köpfe, die eine aus Knochen geschnitzt (Merk, Fig. 51), eine andere als Zeichnung auf Rennthierhorn (Merk, Fig. 69), endlich einer der werthvollsten Funde in der ganzen Höhle, die zwei vorstehenden Porträts. Auf einer Art von Schiefertafel, nämlich auf Vorder- und Rückseite eines und desselben Plättchens von Braunkohle eingeritzt, geben sie mit wenig Linien Bilder so voll Wahrheit und Charakter, wie man sie in Kupferwerken unserer Tage vergebens aufsuchen würde." [1])

Ferner hat man eine aus Rennthierknochen geschnitzte Statuette gefunden, die einen Moschusochsen darstellt, wovon aber nur der Kopf erhalten ist.

Ueber alles Lob erhaben ist eine Zeichnung von jenem Thiere, das in der Vorzeit, nach der überaus großen Anzahl seiner Ueber-

---

[1]) Rütimeyer, Die Knochenhöhle von Thayingen. Archiv für Anthropologie, B. VIII., S. 126.

reste zu schließen, am meisten vertreten war, nämlich vom Rennthier. „Die merkwürdige Wahrheit, die sich in Haltung und Bewegung, man darf sagen in jedem Zuge des Bildes ausspricht, herauszufinden, überlassen wir dem Studium des für solche Sachen empfindsamen und urtheilsfähigen Leser. Er wird unwillkürlich wieder fragen, wo finden wir heute den Künstler, der mit diesen paar Linien auf so unbequeme Tafel, wie die niedrige, gewölbte und dabei rauhe Oberfläche einer Rennthierstange, Bilder von soviel Anmuth und Wahrheit hinwirft? Und wieder ist, so wenig wie beim Pferde, an irgend eine Convention oder Fessel anderer Art zu denken. Von den anderen Rennthierzeichnungen, die erhalten sind (Fig. 63 b bei Merk), gibt jede eine neue Darstellung; dies Mal allem Anscheine nach von jungen Thieren, aber mit nicht minder Bewegung und Leben und um auch dieses gemeinsame Merkmal aller dieser Zeichnungen zu betonen, mit derselben Sicherheit in der Führung der Linien, die vom Schwanken oder gar von irgend einer Art von Correctur — die freilich schon die Art des Materials ausschloß— kaum etwas verrathen." [1])

Ich habe diesem glänzenden Zeugnisse, das der so nüchterne und exakte Forscher den Urbewohnern der Gegend von Thayingen ausstellt, nichts als die Frage beizufügen: Und diese Urmenschen aus der älteren Steinzeit, die solch treffliche bewunderungswürdige Beweise ihres hohen Schönheitssinnes und ihrer künstlerischen Geschicklichkeit hinterlassen haben, sollen thierische Wilde und rohe Barbaren gewesen sein? So viel steht unanfechtbar fest, daß die Funde in der Schweiz, in Deutschland und Belgien aus der ältesten vorgeschichtlichen Zeit eine reiche geistige Veranlagung und bedeutende künstlerische Fertigkeiten bezeugen, obschon damals in Mitteleuropa die Bereitung der Bronze und die Bearbeitung des Eisens noch nicht bekannt war. Dasselbe beweisen uns auch die Höhlen Frankreichs.

Viertes Kapitel.

Höhlen Frankreichs.

§ 13. **Die Höhlen in Périgord.** — Das größte Verdienst um die Untersuchung der alten französischen Höhlen erwarb sich Lartet nebst dem Engländer Christy, der dabei das Leben ver-

---

[1]) Rütimeyer, a. a. O. S. 128.

lor. Den Hauptgegenstand ihrer Forschung bildeten die Höhlen von Périgord, unter denen La Madelaine, Les Eyzies, Laugerie Haute und Le Moustier die wichtigsten sind. Dieselben liegen in den Abhängen der Thäler der Dordogne und der Vezère in verschiedenen Höhen und sind voll von thierischen und menschlichen Ueberresten. Es wurden Knochen vom Höhlenbären, Löwen, von ungefähr fünf Mammuthen, von Hyäne, Riesenhirsch, Wisent, Pferd, Steinbock, Saiga-Antilope, Moschusochs und Rennthier gefunden. Letzteres lieferte bei weitem den größten Theil der Nahrungsmittel und muß in einstiger Zeit in ungeheuren Mengen in Mittelfrankreich gelebt haben. Das so häufige Vorkommen des Rennthiers, des Steinbocks und Moschusochsen läßt mit Recht auf ein hohes nordisches Klima zu jener Zeit auch in Frankreich schließen. Diese Thierreste lagen in einer Schichte mit Fragmenten menschlicher Geräthe und Kunstprodukten zusammen. „In einigen Fällen ist das Ganze durch Kalksinter zu einer festen Masse verkittet, von der man Stücke in den größeren Museen Europas sehen kann. Diese merkwürdige Anhäufung von Trümmern aller Art bezeichnet ohne Zweifel den Platz, wo einst die alten Jäger ihre Mahlzeiten abgehalten und die zerbrochenen Knochen und Geräthe sind nichts als die beiseit geworfenen Abfälle." [1]) Feuersteinspäne wurden außerordentlich viel gefunden, ferner zugehauene Steinmesser, Pfriemen, Hämmer und Sägen aus Feuerstein oder Hornstein. Auch wurden Instrumente mit sorgfältig abgerundeten Enden ausgegraben, die wahrscheinlich zur Bearbeitung der Felle verwendet wurden. Knöcherne Nadeln kamen ebenfalls zum Vorschein, welche sorgfältig geglättet und mit einem sauber gearbeiteten Oehr versehen sind. Sie wurden mit Hülfe von Feuersteinspänen die man bei ihnen gefunden, hergestellt und zwar aus den Mittelhand- und Fußknochen des Rennthiers und Pferdes ausgesägt. Die Pfeil- und Lanzenspitzen, die man entdeckte, waren theils aus Feuerstein, theils aus Rennthiergeweihen gemacht und mit Widerhacken versehen. Von Metall fand sich in den Höhlen von Périgord keine Spur, ebensowenig von geschliffenen oder polirten Geräthen. Das Alles, sowie das Zusammensein mit Knochen von theils ausgestorbenen, theils ausgewanderten Thiergeschlechtern beweist, daß diese Höhlen, deren Schichten vor der Untersuchung Lartet's noch ganz unge-

---

[1]) Dawkins, Cave Hunting p. 268.

stört waren, in die ältere Steinzeit zu zählen sind, was auch alle Anthropologen thun.

Indem wir betreffs der näheren Beschreibung der Geräthe und Waffen auf die eingehenden Berichte und Illustrationen Lartet's und Christy's,[1]) sowie auf das Werk Le Hon's[2]) verweisen, werfen wir einen Blick auf die Kunsterzeugnisse, die uns diese Höhlen aus der Vorzeit überliefert haben. Hören wir zunächst das Urtheil Le Hon's darüber, der, obschon von der Wildheit der Urmenschen überzeugt, doch im Hinblick auf die Funde in Périgord Folgendes bekennen muß: „La culture des arts du dessin et de la sculpture n'a pas été étrangère aux peuplades du Renne. On possède de cette époque deux monuments artistiques d'un prix [inestimable par leur antiquité, d'abord, ensuite parce qu'ils sont venus nous affirmer une vérité qui avait rencontré des contradicteurs, celle de la coexistence de l'homme et du mammouth. Le premier de ces objets a été decouvert, en 1864, par M. Lartet, au gisement de la Madeleine, dans le Périgord, en présence de MM. de Verneuil et Falconer. Il consiste en une antique lame d'ivoire, brisée en cinq fragments qui peuvent se rejoindre exactement, et sur les quels se trouve gravé, en traits peu profonds, la représentation bien reconnaisable d'un mammouth en pleine course. Cette précieuse relique, examinée par les hommes les plus compétents et présentée ensuite à l'Académie des sciences de Paris, nous prouve que l'art est aussi ancient que notre race ét que de tout temps, même dans l'état sauvage, il s'est rencontré des organisations speciales, aptes à être vivement impressionées et à reproduire leurs impressions avec une justesse qui parfois nous étonne. L'artiste qui a reproduit ce mammouth a été frappé de l'allure, à la fois singulière et imposante, de cet animal quand il fuyait devant les chasseurs. Il en a saisi, sur l'ivoire, la grande silhouette; le mouvement plein de vie et les caractères les plus saillants.“[3])

---

[1]) Lartet et Christy, Cavernes du Périgord, Revue Archéol. 1864 u. Reliquiae Aquitanicae 1865—74.

[2]) Le Hon, L'Homme fossile. 1867. pag. 66 sequ.

[3]) Le Hon, L'Homme fossile pag. 69.

§ 14. **Fortsetzung.** — Mit dem Urtheile Le Hon's stimmt vollständig Dawkins überein, der in vorliegender Frage als um so unparteiischer zu betrachten ist, da auch er dem Menschen der ältesten Periode Wildheit und Uncultur zuschreibt. Die Thatsachen drängten ihn hier zu folgendem Geständniß: „Die merkwürdigsten Ueberreste, die der Mensch uns in diesem Kehrichthaufen hinterlassen hat, sind die geschnitzten Rennthiergeweihe und die auf Schiefer- und Elfenbeinstücken eingeritzten Figuren. Aus einem Stück Elfenbein schauen die deutlich erkennbaren Umrisse eines Ochsen hervor. Ein zweites liefert uns eine höchst zierliche Darstellung: ein Rennthier knict in gefälliger Haltung mit emporgerichtetem Kopfe, so daß das Geweih auf den Schultern ruht und der Rücken des Thieres eine glatte Fläche für einen Griff bildet, die indessen für eine gewöhnliche europäische Hand zu klein wäre. Auf einem dritten Stück steht ein Mann nahe bei einem Pferdekopf und dicht daneben ist ein aalartiger Fisch; auf der andern Seite desselben Cylinders sind zwei Wisentköpfe, so deutlich gezeichnet, daß Jedermann sie erkennen muß, der je einen Bison gesehen hat. Bei einem vierten hat der Künstler die natürliche Krümmung einer der Sprossen benutzt, um daraus den Kopf und die charakteristisch gebogenen Hörner eines Steinbockes zu schnitzen; auf einem fünften endlich befinden sich Pferdezeichnungen, in denen die aufgesträubte Mähne und der ungepflegte Schwanz mit bewunderungswürdigem Geist dargestellt sind. Auf den ersten Blick sollte man meinen, der Künstler habe die Köpfe ganz außer Verhältniß zum Körper gezeichnet. Ein neuerdings im Lyoner Museum aufgestelltes Pferdeskelett aus der paläolithischen „Station" zu Solutré beweist, daß dies nicht der Fall ist, indem dies Skelett, wie M. Lartet mir gezeigt hat, durch den massigen Kopf und den kleinen Rumpf ausgezeichnet ist. In Fig. 119 sieht man eine Rennthiergruppe, zwei auf dem Rücken und zwei in gehender Stellung. Auch der Riesenhirsch, der Edelhirsch und wahrscheinlich das Nashorn sind abgebildet; die Figuren sind indessen auf dem harten Schiefer, wie man bei der Beschaffenheit der vorhandenen Geräthe nicht anders erwarten konnte, nur schwach und unsicher gezeichnet. Der geschickteste Bildhauer unserer Zeit würde es wahrscheinlich auch nicht sehr viel besser machen, wenn sein Stichel ein Feuersteinsplitter und sein Material Stein und Knochen wäre. —

Die merkwürdigste Abbildung, die man gefunden, ist die eines

Mammuths, auf einem Stück von seinem eigenen Stoßzahn; die eigenthümliche Krümmung der Stoßzähne und die lange Mähne, Charaktere, die man bei keinem lebenden Elephanten findet, beweisen, daß das Auge des Künstlers mit dem Original vertraut gewesen ist. Daß dies Thier eine lange Mähne gehabt hat, wissen wir von den ganzen Leichen solcher Thiere, die in den gefrorenen Sümpfen Nordsibiriens von der Verwesung befreit geblieben sind. Hätten wir uns nicht davon durch Augenschein überhaupt, so würden wir wahrscheinlich diese höchst genaue Zeichnung für ein Erzeugniß bloßer Künstlerlaune gehalten haben. Die Eigenthümlichkeiten sind so treu wiedergegeben, daß man das Thier unmöglich mit einer der beiden lebenden Arten verwechseln kann. Mit solchen Zeichnungen beschäftigten sich die Jäger wahrscheinlich in ihren Mußestunden und verewigten Das, was sie auf der Jagd erlebt hatten. Sie sind voll künsterischen Gefühls und offenbar nach dem Leben gemacht. Das Mammuth ist auf seinem eigenen Elfenbein gezeichnet, das Rennthier in der Regel auf Rennthiergeweih und der Hirsch auf Hirschgeweih." [1])

Nach dieser competenten und und unparteiischen Charakteristik bleibt uns auch hier nur zu fragen übrig: und diese Urmenschen, die solche vollendete Kunstprodukte schufen, wie sie vielfach selbst unsere gegenwärtigen, so fortgeschrittenen Meister nicht besser hervorbringen könnten, sollen gänzlich uncultivirte Wilde gewesen sein?! Ist denn nicht gerade der entwickelte Schönheitssinn ein vorzügliches Kriterium und ein sicherer Gradmesser für die Civilisation eines Volkes? Warum erscheint uns das antike Hellas auf so hoher Bildungsstufe? Nicht blos wegen seiner Philosophie, sondern noch weit mehr und in erster Linie wegen seiner künstlerischen Leistungen. Legen wir aber nun denselben Maaßstab, wie wir müssen, auch an die Urbewohner Europas, so wird man, wenn man nicht den vorliegenden Thatsachen ins Antlitz schlagen will, denselben ebenfalls einen gewissen Fonds Cultur einräumen müssen. Leider sind uns nur ihre Kunsterzeugnisse in hartem Stein und Horn erhalten; aber angesichts dieser ist wohl der Schluß erlaubt, daß sie höchst wahrscheinlich auch auf dem Gebiete der Poesie Treffliches geleistet haben mögen.

---

[1]) **Dawkins, Cave Hunting, pag. 272. ff.**

§ 15. **Die Höhlen von Aurignac.** — Wie die meisten Höhlen wurde auch die von Aurignac ganz zufällig entdeckt. Ein Arbeiter nämlich mit Namen Bonnemaison, fand im Jahre 1852, als er die Straße bei Aurignac, einer Stadt im Departement Haute Garonne, ausbesserte, in einem Kaninchenloch einen menschlichen Knochen. Indem dies seine Neugierde erregte, grub er weiter und stieß auf einen großen Felsblock. Nachdem er diesen hinweggeschafft, fand er dahinter eine Höhle, 7—8 Fuß hoch, 10 Fuß breit und 7 Fuß tief, worin eine Menge Menschenknochen lag. Hievon machte er beim Maire von Aurignac, Dr. Amiel, Anzeige, der die Knochen sammeln und auf den Kirchhof begraben ließ. Außer den Menschenknochen hatte aber Bonnemaison auch Reste von ausgestorbenen Thieren und Kunstsachen gefunden, die aufbewahrt wurden. Erst i. J. 1860 erfuhr Lartet von der Sache und eilte an Ort und Stelle.

Aber die Menschenknochen konnte er nicht mehr zu Gesicht bekommen, denn weder Bonnemaison noch der Maire wußten noch die Stelle, wo dieselben 8 Jahre vorher begraben wurden. Nun begann Lartet seine Nachgrabungen. Unter der Schuttablagerung, die durch Herabstürzen von Steintrümmern den Gipfel des Hügels, unter dem die Grotte liegt, gebildet hatte, fand er den natürlichen Boden wieder und auf diesem noch einige Kalksteine, die Reste eines Herdes, sowie die Knochen von zahlreichen, theils ausgestorbenen, theils ausgewanderten Thierarten, nebst Gegenständen menschlicher Industrie. Es kamen Knochen vom Höhlenbären, Riesenhirsch, Urochsen u. s. w. zum Vorschein, die weder zerbrochen noch benagt waren, sowie Instrumente aus Kieselstein, ein langes, rundes, nach oben zugespitztes Werkzeug aus Hirschgeweih und achtzehn kleine Scheiben, die in der Mitte durchbohrt waren und aus Schalen der Herzmuschel, welche nur im Meere lebt, bestanden. Im Hinblick auf letzteren Gegenstand muß man annehmen, daß die Urbewohner jener Gegend entweder vom Meere aus in dieselbe einwanderten und diese Muschelschalen mitbrachten, oder daß sie durch Handel in deren Besitz kamen.

Aber auch außerhalb der Grotte zog sich unter der Schuttablagerung eine Knochenschichte in Gesellschaft von menschlichen Geräthen hin. Die Knochen, die man hier entdeckte, waren alle geöffnet, um das darin enthaltene Mark blos zu legen. Man konnte noch genau die Einschnitte erkennen, welche von den Stein-

äxten oder von Messern herrührten, sowie die Spuren der Zähne von Hyänen, die während der Nacht sich eingefunden hatten. Andre Knochen trugen noch Spuren von Feuer an sich, ein Beweis, daß das Fleisch gekocht wurde. Diese Schichte außerhalb der Grotte enthielt Knochen vom Mammuth, Rhinozeros, Riesenhirsch, Höhlenbär, Höhlentiger und Höhlenhyäne, die bekanntlich alle längst ausgestorben sind; von noch lebenden, aber ausgewanderten Arten fanden sich Reste vom Ur, Ren, Hirsch, Eber, Wolf u. s. w. Die zahlreichen Geräthe in dieser Schichte waren meistens aus dem Geweih vom Hirschen, Rennthier und Reh gefertigt. Ein durchbohrter Augenzahn vom Höhlenbären stellte sich als künstlerischer Versuch dar, thierische Formen nachzuahmen, indem man darin ein unvollkommenes Bild eines Vogelkopfes erkennt.

Doch schätzenswerther als all dies wären für die Anthropologie die menschlichen Schädeln und Knochen aus der inneren Grotte selbst gewesen, die aber leider für die Wissenschaft verloren sind, so daß uns nur davon die Constatirung der Todtenbestattung übrig geblieben ist. „Reicht nun auch die Begräbnißstätte von Aurignac bis in das höchste Alterthum unserer Rasse zurück, — weit über die Geschichte und alle Traditionen hinaus, — so finden wir hier doch schon deutliche Spuren einer gewissen Kultur. Verwandte und Freunde geleiten die Verstorbenen zur letzten Ruhestätte und an der Stelle derselben wird — wie der aufgefundene Herd mit seinen Kohlen, die Thierknochen, die des leckeren Markes beraubt sind, und auch sonst noch die Spuren von der Einwirkung des Feuers oder Messers an sich tragen, welches das Fleisch davon loslöste, bekunden, — ein Todtenmahl gehalten. Nachdem die Menschen sich geletzt und die Stätte verlassen, fanden sich bei nächtlicher Weile die Hyänen ein, um sich an den Resten des Mahles zu laben. Der Eingang zur Höhle, in der man neben den Leichen reiche Fleischvorräthe als Speise für die Reise der Verstorbenen in das Reich der Geister niedergelegt hatte, war ihnen durch die Steinplatte, die nach jedem Begräbniß wieder sorglich aufgerichtet wurde, verschlossen. Für diese Annahme spricht der Zustand der Knochen, der durchaus verschieden ist von dem der vor der Höhle gefundenen; alle waren ganz und unverletzt, keiner war zerbrochen, benagt, geschabt oder verbrannt, wie die außerhalb der Höhle liegenden. Sie mußten also ursprünglich mit ihrem Fleisch bedeckt gewesen sein. Dafür spricht ferner auch der Umstand,

daß viele Knochen noch in ihrer natürlichen Verbindung bei einander gefunden wurden, und die gänzliche Abwesenheit von Kohlen".[1])

Doch in neuester Zeit haben Cartaillac und Trutat, sowie Lubbock, Evans und besonders Dawkins[2]) Zweifel betreffs der Gleichaltrigkeit der Begräbnißgrotte und der Knochenschichte außerhalb derselben erhoben. Mag das nun berechtigt sein oder nicht, soviel steht fest, und wird auch von Dawkins und seinen Freunden zugestanden, daß die Knochenschichte außerhalb der Grotte nebst Inhalt der älteren Steinzeit angehörte und diese liefert uns hinreichende Zeugnisse von „einer gewissen Kultur" jener Urbewohner.

§ 16. **Die Höhle von Cro-Magnon.** — Dieselbe wurde im Jahre 1868 bei Gelegenheit der Herstellung eines Eisenbahndammes entdeckt. Da man bei der Fortschaffung der Stein- und Erdmasse, die sie seit lange gänzlich verschüttet hatte, auf menschliche Ueberreste und bearbeitete Feuersteine stieß, sandte der damalige französische Cultusminister wegen ihrer Bedeutung für die Anthropologie L. Lartet dahin, um die Ausgrabung zu beaufsichtigen. Aus dessen Originalbericht heben wir Folgendes heraus: „Im Hintergrund der Höhle fand sich der Schädel eines alten Mannes, der einzige, der die freiliegende Oberfläche der Höhle berührte und infolgedessen dem von der Decke durchsickernden kalkhaltigen Wasser ausgesetzt war, wie aus der Stalagmitenkruste, mit der er überzogen ist, hervorgeht. Die 4 übrigen menschlichen Skelette lagen um dieses herum in einem Umkreis von 1,50 Meter. Unter diesen fand sich, links von dem alten Manne das Skelett einer Frau, deren Schädel eine tiefe, von einem schneidenden Instrument herrührende Wunde besitzt, eine Wunde, nach deren Empfang sie nach der Aussage competenter Aerzte noch mehrere Wochen hat leben können, denn der Knochen hat sich an den Wundrändern wieder neu gebildet. Neben dieser Frau hat man die Trümmer von dem Skelett eines noch nicht ausgetragenen Kindes gefunden. Die übrigen Skelette scheinen Männern anzugehören".

„Zwischen den menschlichen Ueberresten lagen eine Menge Schalen von Meeresschnecken, die sämmtlich mit einem Loche versehen waren und meistentheils der an unseren oceanischen Küsten

---

[1]) W. Baer, der vorgeschichtliche Mensch. 1874. S. 103.

[2]) A. a. O. S. 196.

so gemeinen Littorina littorea angehören.[1]) Einige andere Arten, z. B. Purpura lapillus fanden sich gleichfalls durchbohrt und mußten offenbar als Hals- oder Armbänder oder sonst als Schmuck gedient haben. . . . In der Nähe der Skelette hat man ferner mehrere durchbohrte Zähne, einen großen gespaltenen und mit ganz glatter Oberfläche versehenen Gneißblock, bearbeitete Renuthiergeweihe und behauene Feuersteine von ähnlichen Formen wie bei den tiefer gelegenen Herden gefunden."

„. . . . Aus dem Vorkommen derselben Art von sorgfältig behauenen Schabsteinen wie in dem Gorge d'Enfer in allen Schichten und derselben Thiere wie an jenem klassischen Fundort geht entschieden hervor, daß die Spuren von mehrfachem Aufenthalt von Menschen in der Cro-Magnon-Höhle herrühren von einem und demselben Jägervolk, das die Grotte anfangs vielleicht nur als Jagd-Rendezvous benutzt haben mag, wo man zusammenkam, um die in der Nachbarschaft erbeuteten Thiere unter sich zu theilen. Später haben sie dieselbe dauernd bewohnt; und endlich, als durch die Anhäufung der Küchenabfälle, welche den Boden immer mehr und mehr aufhöhten, die Höhe bedeutend reducirt (1,20 Meter) und für eine Wohnung unbequem wurde, werden sie nach und nach abgezogen und nur noch einmal zurückgekehrt sein, um ihre Todten dort unterzubringen." [2])

Die Frage ist nun, welche Charaktere tragen die in der Höhle von Cro-Magnon gefundenen menschlichen Schädel und Knochen an sich? Sprechen sie vielleicht für thierische Wildheit ihrer einstigen Besitzer?

Ohne uns auf das anatomische Detail einlassen zu können, wollen wir nur das Resumé der betreffenden Untersuchungen des ausgezeichneten Anatomen und Anthropologen Broca hier folgen lassen: „Wir finden in der Race von Eyzies eine merkwürdige Vereinigung von Charakteren höchsten und niedersten Ranges. Das große Volumen des Gehirnes, die Entwicklung der Stirngegend, die feine elliptische Form des vordern Theils des Schädelprofils, die orthognate Bildung des oberen Gesichtstheils, die einen sehr

---

[1]) Ein Umstand, der wieder wie bei den Urbewohnern von Aurignac auf damals schon bestandenen Handel oder auf Einwanderung vom Meere her schließen läßt.

[2]) Lartet et Christy, Reliquiae Aquitanicae, p. 67.

offenen Camper'schen Gesichtswinkel bedingt, sind unzweifelhaft Charaktere höherer Bildung, wie man sie nur bei Culturracen zu finden pflegt. Auf der andern Seite würde die große Breite des Gesichts, der Pregnathismus der Arveolartheile, die enorme Entwicklung des horizontalen Astes der Kinnlade, die Größe und Rauhigkeit der Muskelansätze, besonders der Kaumuskeln, unmittelbar den Gedanken einer gewaltthätigen, brutalen Race aufkommen lassen, wenn wir nicht außerdem wüßten, daß das Weib durch einen Schlag mit der Axt (auf den Kopf) getödtet wurde und daß der Greis am Schenkelknochen Spuren einer alten, schweren Verwundung trägt. Dazu kommt noch die Einfachheit der Nähte und ihre wahrscheinlich frühzeitige Verwachsung, die, wie bei den barbarischen Völkerracen, von hinten nach vorn fortschreitet. Fügen wir noch die athletische Bildung und Größe der Knochen, die außerordentliche Entwicklung der rauhen Linie am Schenkel, die von einer gewaltigen Ausbildung der Muskelkraft zeugt, hinzu, ... so haben wir das Bild einer Race, welche durch einige Charaktere die höchsten und edelsten Stufen der menschlichen Bildung erreichte, durch andre aber unter die niedrigsten anthropologischen Typen der Jetztzeit herabstiegen." [1]) Indem wir die Lösung dieses scheinbaren Widerspruches weiter unten zu geben versuchen werden, wollen wir noch eine andere Höhle, die wegen ihrer menschlichen Ueberreste beachtenswerth ist, in Kürze in Betracht ziehen.

§ 17. **Die Höhle von Cavillon bei Mentone.** — In dieser Höhle an der französisch-italienischen Grenze, im Jahre 1872 von Dr. Rivière untersucht, stieß man in einer Tiefe von 6½ Meter unter ihrem Boden auf ein menschliches Skelett, wobei zugleich Knochen von ausgestorbenen Thieren, Feuersteinspäne, ungeschliffene Knochenwerkzeuge und viele durchbohrte Muschelschalen ausgegraben wurden, was Alles auf die ältere Steinzeit hinweist und von ihrem Erforscher sowie von allen Anthropologen mit Ausnahme Dawkins dahin gerechnet wird. Das Skelett lag in ruhender Stellung mit gekrümmten Beinen und Armen und findet sich nun im Jardin des Plantes zu Paris. Es gehörte einem Manne von großer Statur und bedeutender Muskelkraft an, und zeigt keinerlei affen-

---

[1]) Broca, Sur les crânes et ossements des Eyzies. Bullet. de la Société d'Anthrop. Vol. III, pag. 350.

artige Merkmale, so wenig wie die übrigen entdeckten Schädeln aus der Vorzeit.[1]) „Das Antlitz ist in seinem Typus mongolisch oder turanisch, aber in jeder Hinsicht vollkommen menschlich, während das Gehirn von großen Dimensionen ist. Der Mann war, mit einem Fellrock bekleidet, begraben und hatte eine Kopfbedeckung, welche Muscheln und Hirschzähne schmückten. Ein Dolch aus Knochen und Waffen aus Feuerstein wurden nahe bei ihm gefunden, dazu eine Quantität rothen Eisenoxyds, ohne Zweifel, um sich damit nach Gewohnheit der Krieger zu färben. — Das Ganze weist auf einen ziemlich rohen Zustand der Sitten, etwa dem der Jagd treibenden Stämme Amerikas entsprechend, aber auf eine physisch hohe Entwicklung des menschlichen Typus hin, bei einem Umfang des Gehirns, der nicht geringer ist als bei den heutigen Europäern."[2])

Doch wie bereits angedeutet, versucht Dawkins auch das paläolithische Alter des Skeletts von Mentone sowie der menschlichen Ueberreste von Cro-Magnon zu bestreiten. Aber was er dagegen vorzubringen weiß, sind nichts als vage Behauptungen und luftige Zweifel,[3]) die nur auf gewissen fixen Vorurtheilen beruhen. Nachdem er sich einmal in den Kopf gesetzt, daß die Urmenschen auf der untersten Stufe körperlicher und geistiger Organisation gestanden und von durchaus roher Natur gewesen seien, möchte er alle Thatsachen, die offenbar gegen sein „System" sprechen, bei Seite werfen, was ihm jedoch, wie wir früher gesehen haben, nicht gelungen ist. Und in Betreff seiner Zweifel an dem Alter der menschlichen Ueberreste von Cro-Magnon und Mentone hat ihm der gleichfalls tüchtige Archäologe Prof. Dawson mit Recht Folgendes entgegengehalten. „Die Hauptgründe Dawkins bei seinem Skepticismus sind folgende: erstens die Möglichkeit, daß diese Gebeine sich zufällig oder bei ihrem Begräbniß in späterer Zeit mit den Ueberbleibseln aus dem Mammuthalter vermischt haben können; zweitens die Unwahrscheinlichkeit, daß Menschen von so hohem physi-

[1]) Rivière, Decouverte d'une squelette humaine de l'époque paléolithique dans les cavernes de Baoussé-Roussé, dites Grottes de Menton, 1873. — Bericht über den internationalen Congreß für prähistorische Archäologie zu Brüssel.

[2]) J. W. Dawson, Natur und Bibel. S. 107.

[3]) A. a. O. S. 206.

schen Typus in einer so frühen Periode existirt haben sollten, und drittens die Aehnlichkeit der Geräthe u. s. w. des paläolithischen Alters mit denen der Eskimos, die er als die modernen Repräsentanten dieser alten Völker ansieht.

Diesen Einwürfen kann begegnet werden. Zu 1. Ohne das Vorurtheil, daß die ältesten Menschen einen rohen und brutalen Typus hatten — wozu der höhere Charakter dieser Ueberreste nicht zu passen scheint — würden solche Zweifel wahrscheinlich Keinem beigekommen sein. Zu 2. Die Evidenz, welche durch die Bemühungen Schmerling's, Dupont's, Lartet's, Rivière's und Anderer erreicht ist, scheint ausreichend, um das Alter der Ueberbleibsel festzustellen, besonders beim Engis-Schädel und dem Skelett von Mentone, während Thatsachen, die von Dawkins selbst in Bezug auf Elfenbeinsachen aufgestellt sind, die man bei dem Paviland-Skelett in England gefunden hat, die Aussagen der continentalen Forscher zu bestätigen scheinen. Zu 3. Alle jene Skelette sind unter einander ähnlich genug, um die Identität der Racen zu beweisen und sie unterscheiden sich von jeder der neokosmischen oder historischen Racen, die ihnen gefolgt sind. Zu 4. Wenn wir die Ueberreste nicht als paläokosmische anerkennen wollen, so ergibt sich daraus der auffallende Umstand, daß große Quantitäten Geräthe und andere Ueberreste jenes Zeitalters vorhanden sind, nicht aber solche von Gebeinen aus jenem Volke, welchem sie angehört haben.[1]) Nach all' dem also, sowie nach der Uebereinstimmung aller competenten Forscher ist kein Grund vorhanden, mit Dawkins an dem paläolithischen Alter der menschlichen Schädel und Knochen von Cro-Magnon und Mentone zu zweifeln. Diese aber zeugen so wenig als die übrigen aufgefundenen ältesten europäischen Schädel: die von Frontal, Engis und Gailenreuth, von thierischer Wildheit, bekunden vielmehr einen nicht geringen Grad von Entwicklung, welcher nach dem psychophysiologischen Grundgesetz ein proportionaler Grad von Intelligenz entsprochen haben muß. Dafür sprechen auch, wie wir gesehen haben, die entdeckten Industrie- und besonders die Kunsterzeugnisse.

Nach diesem Ueberblick über die anthropologisch wichtigeren Höhlenfunde aus Europa fragt es sich, ob auch die außereuropäischen Länder eine Steinzeit aufweisen.

---

[1]) Dawson, Natur und Bibel. S. 165.

Fünftes Kapitel.

Außereuropäische Höhlen.

§ 18. **Nordamerika.** — Außer Europa wurde die anthropologische Forschung bis jetzt in Nordamerika am meisten gepflegt. Doch sind nach dem Urtheile der competentesten Gelehrten die bezüglichen Ergebnisse noch sehr zweifelhaft und unsicher. Nach Dr. Schmidt in Essen, der auf einer Reise in Amerika die gemachten Funde vielfach selbst besichtigte und in zwei Abhandlungen [1]) kritisch würdigte, sind als wissenschaftlich verwendbar und beachtenswerth nur folgende drei zu betrachten.

Schon früher wurde nämlich in der Nähe Charlestons von Dr. Klipstein ein Bruchstück von Thongeschirr neben den Resten eines Mastodon gefunden. Auch Professor Holmes entdeckte dann am Flusse Ashley, etwa 10 Meilen ober Charleston, Knochen von Menschen, alte Topfstücke, Werkzeuge u. s. w. zusammen mit Knochen des Mastodon. Da aber Professor Leidy, der ebenfalls dann den Ort besuchte, nebst Menschenresten und Mastodonknochen auch Porzellan fand, wurde die Zuverlässigkeit sehr herabgestimmt. „Professor Holmes durchforschte nach dieser Zeit fleißig die ursprünglichen Schichten und fand wiederholte Bestätigungen der Coexistenz des Menschen mit den ausgestorbenen Thieren. Am meisten beweisend ist ein Unterkiefer, den er selbst aus seinem ursprünglichen Lager ausgrub. Derselbe war mit seiner Basis etwa 2 cm tief in den aufgeweichten eocänen Mergel eingesunken, während die oberen Theile in dunkel gefärbten Pluffmud eingebettet waren .... Der Kiefer ist der eines kräftigen Individuums von jugendlichem Alter; der Weisheitszahn ist noch nicht angeschliffen, das Kinn springt kräftig vor, die Muskelansätze sind stark entwickelt, die Zähne, soweit erhalten, normal gebaut. Später wurden in derselben Schicht noch eine menschliche Tibia, sowie ein kräftiges Femur gefunden, ebenso lagen nicht selten Steinwerkzeuge von verschiedener Ausführung, Topffragmente u. s. w. darin zerstreut. Das Alter dieser Funde läßt sich nur nach geologischem Maaße bestimmen. Jedenfalls erscheint es als ein sehr hohes, wenn man

---

[1]) Zur Urgeschichte Nordamerikas. Archiv f. Anthrop. 1872. V, 152 ff. 233 ff.

die Veränderungen berücksichtigt, welche in der Thierwelt seit jener Zeit vor sich gingen." [1])

Ferner sind mehrere Funde von Steinwerkzeugen zu beachten, die man in den Schichten des Table mountain in Californien gemacht hat. Der Table mountain ist ein Bergplateau, dessen oberste Schicht eine 140—150' dicke Lavamasse bildet. In den tiefern Lagern derselben hat Silliman 1867 Reste vom ausgestorbenen Mastodon entdeckt. Auch fand man schon 1857 unter der Basaltlava Zeugnisse von der Existenz des Menschen vor dem vulkanischen Ausbruch. Nachdem man nämlich die Lavadecke durchbohrt hatte, endeckte man 180' unter der Oberfläche in einer altes Flußgerölle führenden Schicht mehrere kleinere Knochenfragmente, die für die Bruchstücke eines menschlichen Schädels gehalten wurden. Später fand man nach Professor Blake [2]) in goldführendem Geschiebe aus der Zeit des Mammuths in einer Tiefe von 15—20' einige menschliche Backenzähne, sowie verschiedene ältere Werkzeuge. Letztere bilden Pfeil= und Speerspitzen, Reibmörser und große Steinlöffel, von denen Blake vermuthet, daß sie in das Feuer gehalten wurden, um Wasser u. s. w. zu erwärmen. Die Werkzeuge sind sehr gut gearbeitet, einige polirt.

Dazu kam 1866 eine neue, noch weit wichtigere Entdeckung in Calaveras County ebenfalls in Californien, der sogenannte „Californiaschädel". „Der Schädel wurde in einem Schachte zu Altaville in der Nähe von Angels, Calaveras County, von Herrn J. Maston gewonnen. Letzterer gibt an, daß er in einer Tiefe von 130' gefunden wurde und zwar in einer 5' dicken Geröllschicht, über der 4 Schichten erhärteter vulkanischer Asche liegen, die unter dem Namen „Lava" in der dortigen Gegend bekannt ist. Zusammen mit dem Schädel wurden Stücke verkieselten Holzes angetroffen; das Ganze war so mit steinharter Masse bedeckt und incrustirt, daß man den Schädel erst erkannte, nachdem er in Herrn Scribners Besitz übergegangen war." [3]) Whitney legte den Schädel der Versammlung amerikanischer Naturforscher (1868) zu Chicago vor, wo Wyman seine Ansicht dahin aussprach, daß er dem Schädel der heutigen californischen Indianer im Allgemeinen

---

[1]) Schmidt, Arch. f. Anthr. V, 251.

[2]) American Naturalist, vol. 2, p. 387.

[3]) Proceedings Calif. Acad. Nat. Sc. III, 277.

sehr nahe komme und daß, wo er von diesem Typus abweicht, er sich der Form des Eskimoschädels nähere. Dr. Schmidt bemerkt hinzu: „Der Gesichtswinkel drückt entschieden keinen niedrigen Stand geistiger Befähigung aus. — Der Schädel von Calaveras County scheint nach Allem eine hohe Entwicklung erreicht zu haben.“ [1])

Nach all' dem ist folglich auch in Amerika bis jetzt noch kein Zeugniß für thierische oder auch nur barbarische Wildheit der dortigen Urmenschen zu Tage gefördert worden, im Gegentheil haben sich hier wie in Europa aus der ältesten Zeit Ueberreste gezeigt, die auf eine nicht geringe Intelligenz hinweisen. Ja selbst Sir John Lubbock, obschon er den Urzustand des Menschen als Barbarismus annimmt, glaubt wie Andere, daß der Mensch in Amerika von einer gewissen Cultur in theilweise Wildheit versunken ist. Beweis dafür sind auch die prachtvollen Ruinen von Copan, Palenque, Uxmal, Mitla und andern Städten in Mittelamerika, von denen Palacio sagt, daß die Mexikaner keine Erinnerung an deren Erbauer gehabt hätten, während v. Waldeck auf den Ruinen von Palenque Bäume mit 2000 Jahresringen sah. [2])

§ 19. **Indien.** — Noch weit spärlicher als in Amerika sind die urgeschichtlichen Funde in Indien. Durch die „geologische Landesuntersuchung“ wurden in der Gegend von Madras Feuersteingeräthe in einer rothen, thonigen Ablagerung ausgegraben, die in verschiedenen Höhen über dem Meere liegt und den europäischen Flußanschwemmungen analog ist. Diese Feuersteingeräthe sind nach der Beschreibung Bruce Foote's [3]) ähnlich denen aus der älteren Steinzeit Nordwesteuropa's. Außerdem fand man in der Lagerung ein kleines Knochenstück, das Dawkins 1869 als ein Fragment einer menschlichen Tibia bestimmte, die auf große Muskelkraft hinweist.

Daran schließt sich nur noch die Entdeckung eines roh gehauenen Quarzit-Geräthes von spitz-ovaler Gestalt, wie es in den Kieslagern Englands und Frankreichs häufig vorkommt. Dasselbe wurde von Hacket in einem röthlichen, ungeschichteten Thon ausgegraben, 0,9 M.

---

[1]) Schmidt, Arch. f. Anthrop. V, 258.

[2]) Schaaffhausen, Arch. f. Anthr. 1875. B. VIII, S. 262.

[3]) Quart Journ. Geol. Soc. vol. XXIV, p. 484. Dawkins, Cave Hunting, 337.

unter der Oberfläche, auf der 6 Meter Kies mit Knochen lagen, am linken Ufer des Nerbudda. Die fossilen Knochen gehören ausgestorbenen wie noch lebenden Thierarten an.

Das ist das ganze Material, das die urgeschichtliche Forschung bis jetzt aus dem großen Indien aufzuweisen hat, allzu mager unstreitig, um daraufhin die Frage zu beantworten, ob die ältesten Bewohner dieses Landes eine Steinzeit durchgemacht haben, zumal da die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen ist, daß die wenigen dort gefundenen Steingeräthe auf natürliche Weise durch die Einwirkung der Hitze entstanden sind. Soviel wollen wir noch anfügen, daß das älteste hl. Buch der Inder, der Rig-Veda, der nach der Sanskritforschung in die vorhistorische Zeit hinaufreicht, schon das Gold, Erz und Eisen kennt und durchaus nicht von einem barbarischen Zustand der alten Inder Zeugniß gibt.

§ 20. **Aegypten und Palästina.** — Auf der Hochebene zwischen dem Thale Biban-el-Maluk und den Höhenzügen, auf denen die pharaonischen Baudenkmäler von Deir-el-Bahari sich erheben, am rechten Nilufer fanden E. Hamy und Lenormant 1869 auf einer Fläche von mehr als 100 □m eine unzähliche Menge von Feuersteinen: Pfeilspitzen, Lanzenspitzen, Beile, Messer, Bohrer, infolge dessen man auf eine Fabrik von vorgeschichtlichen Steingeräthen in Aegypten schloß. Das wird aber von den zwei bedeutendsten deutschen Aegyptologen Lepsius und Ebers bestritten. Zwar fand auch Ebers zwischen Edneh und Edfu am rechten Nilufer viele Feuersteinstücke nach der Form der von den oben genannten beschriebenen; desgleichen sah er an ganz wasserlosen Stellen der Arabia Peträa hunderte von □m damit bedeckt. Aber es scheint ihm widersinnig, einen künstlichen Ursprung derselben anzunehmen, da diese Gegenden jeglichem Menschenleben feindlich seien und zumal die Aegypter das Material weit näher haben konnten, wenn sie wirklich Steingeräthe benutzten. — Auch unter den Hieroglyphen findet sich nichts, was auf eine Steinzeit hinweist. Die Messer, Sägen, Hämmer, Schwerter, die als Zeichen dazu verwendet sind, werden entweder roth (Kupfer), grün (Bronze) oder selten blau (Eisen) dargestellt. Zwar haben die alten Aegypter sich des Steinmessers bei der Beschneidung bedient,[1]) aber nur

[1]) Ebers, Aegypten und die Bücher Moses. 1868. I, 280.

aus Sanitätsgründen, da Bronzemesser schwere, ein scharfer Steinsplitter dagegen leicht heilende Wunden schneidet.

Auch Lepsius betrachtet die vermeintlichen Feuersteingeräthe, die man in Aegypten gefunden, für natürliche, durch die Einwirkung der Sonne und Atmosphäre entstandene Sprengstücke. Wetzstein hat persönlich beobachtet, wie im Hauran die Dioritblöcke bei der großen Sonnenhitze mit einem musketenschußähnlichen Gekrach zerspringen. Im südlichen Syrien fand er eine ganz mit Feuersteinen bedeckte, drei Tagereisen lange und 12—14 Stunden breite Strecke, Ardh-e'-Sawan, auf der die Steine, wenn nach großer Hitze plötzlich Regen eintritt, in ganz dünne und platte Bruchstücke zerspringen. Desor und Escher von der Linth fanden bei ihrem Besuch der Sahara in der Wüste Mourad oder dem Ziban eine große Zahl von winkligen und schneidenden Feuersteinen, sowie andere, deren Bruchstücke, kaum getrennt, noch alle beieinander waren. Diese Funde brachten Escher auch auf den Gedanken, daß diese Kieselsteine sich von selbst unter dem Einfluß der Sonne theilen. Diese wichtige Thatsache, die uns allerdings zu einem großen Rückhalt bei der Beurtheilung derartiger Funde auffordert, wird auch durch Fraas bestätigt, der bei seinen Reisen in Aegypten eines Morgens, kurz nachdem die Sonne angefangen hatte, ihren Einfluß fühlbar zu machen, mit eigenen Augen sah, wie sich ein Splitter eines fast abgerundeten Feuersteines von einer größeren Masse ablöste.

Das Berliner Museum enthält eine Reihe von Geräthen und Splitter aus Feuerstein, die aus Gräbern in Aegypten stammen, eines sogar aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. Virchow[1]) hat sich durch eigenen Augenschein überzeugt, daß für eine gewisse Zahl der Splitter im Berliner Museum die Deutung von Lepsius zutrifft, bei anderen dagegen ist sie zweifelhaft geblieben. So ist es denn immer noch nicht ausgemacht, ob Aegypten eine vorhistorische Steinzeit gehabt hat oder nicht." [2])

Der Abbé Richard, der schon am Berge Sinai (künstlich oder natürlich?) gestaltete Steine gefunden, entdeckte auch am Ufer

[1]) Ueber natürl. und künstl. Feuersteinsplitter. Berlin. Anthrop. Gesellsch. 14. Jan. 1871.

[2]) Der vorgeschichtl. Mensch von W. Baer unter Mitwirkung von Schaaffhausen S. 68.

des Jordan in Palästina ein Feuersteingeräth, das der Versammlung der englischen Naturforscher in Edinburg 1871 vorgelegt wurde. Aber aus diesem einen Fund läßt sich wahrlich noch nicht der Schluß ziehen, daß die Ureinwohner jener Gegenden sich nur der Steinwerkzeuge bedient hätten, zumal wenn man das vorhin bei Aegypten Gesagte berücksichtigt.

Das ist Alles, was man bis jetzt von Steingeräthen in außereuropäischen Ländern zu Tage gefördert hat, so wenig, daß noch keineswegs die Folgerung erlaubt ist, daß überall die vorgeschichtlichen Völker ein sogenanntes Steinalter durchgemacht haben. Wir gehen über zur jüngeren Steinzeit.

Zweiter Abschnitt.

Die jüngere Steinzeit und die Einführung des Metalls.

Erstes Kapitel.

Die dänischen Kjökkenmöddinger und Torfmoore.

§ 1. **Die dänischen Küchenabfälle.** — Darunter versteht man bekanntlich jene großen Ansammlungen von Muschelschalen und sonstigen Speiseresten, die auf den dänischen Inseln und auf der jütischen Küste Hügel von 3 m Höhe, 6 m Breite und 30—500 m Länge bilden. Diese Hügel — von ihrem Erforscher Steenstrup Kjökkenmöddinger genannt — können nicht als natürliche Ablagerungen betrachtet werden, da einerseits die sie bildenden Muschelschalen alle ausgewachsen sind und nur wenigen Arten angehören, und sie anderseits bunt durch einander und nicht nach Größe und Gewicht geschichtet sind. Außer den Muscheln wurden Fischgräten in großer Menge, Reste von wilden Enten, Gänsen, Schwänen, sowie vom „großen Taucher" gefunden, der längst aus jenen Gegenden und wahrscheinlich von der Erde verschwunden ist. Der Auerhahn, von dem gleichfalls kräftige Knochen aus den Schichten zu Tage kamen, lebt auch seit langer Zeit nicht mehr in Dänemark und sein Vorkommen läßt einen Schluß auf das hohe Alter der

Küchenabfälle machen. Seine vorzügliche Nahrung nämlich besteht aus den jungen Fichtensprossen; da aber diese in den bald zu besprechenden Torfmooren Dänemarks die unterste Lage bilden und sie bis in die geschichtliche Zeit des Landes nicht mehr dort existirten, so ist das Vorkommen von Auerhahnresten in den Küchenabfällen ein Beweis für deren Vorgeschichtlichkeit.

Aber bis in die älteste Periode der Vorzeit reichen sie nicht, denn es fehlen sowohl Knochen von Mammuth, Rhinozeros, Hyäne u. s. w., während, wie Steenstrup nachgewiesen hat, der Hund als Hausthier vorkommt, als auch enthalten die Muschelhaufen neben roh behauenen auch geschliffene Steinbeile bei gänzlichem Mangel an Metall. Die dänischen Küchenabfälle sind sonach in den Anfang der jüngeren Steinzeit zu setzen, was auch Steenstrup, Schaaffhausen[1]) und A. thun.

§ 2. **Industriereste.** — Nicht selten zeigen sich unter den Küchenresten Feuerheerde nebst Kohlen und Asche. Auch Scherben mit der Hand gefertigter Topfwaaren kamen zum Vorschein. Feuersteingeräthe und Waffen fanden sich in Menge, die vielfach sehr sorgfältig gearbeitet sind. „Man darf jedoch nicht erwarten, daß man werthvolle Sachen unter die Küchenabfälle geworfen hätte; dahin gehört nur der Ausschuß, das Werthlose. Indessen hat man doch einige sehr sorgfältig gearbeitete Pfeilspitzen, Aexte, Angelhacken gefunden, bedeutend vollkommener als die aus den ältesten Schwemmgebilden. Und dann weisen die Spuren an den Knochen entschieden auf sehr scharfe Instrumente hin .... Hervorzuheben sind noch die primitiven Geschosse, die man in ziemlicher Zahl in den Abfällen gefunden hat: Steine mit künstlich hergestellten scharfen Ecken und Kanten, die weit wirksamer sind, als die gerundeten. Diese Geschosse wurden entweder mit der Hand oder mit der Schleuder geworfen. Man meint, daß man sich ihrer auf der Jagd auf Wasservögel bedient habe.

Weiter enthalten die Küchenreste Abfälle, aus denen hervorgeht, daß man die Geweihe der Hirsche zu allerlei Instrumenten verarbeitet hat. Auch diese Abfälle sprechen für sehr scharfe und spitze Geräthe aus Kieselstein. Auch wurden dergleichen aus Horn gefunden, wie z. B. Pfriemen, Ahle, Meißel und sogar eine ganz eigenthümliche Art von Kamm, deren man sich bei der Anfertigung von

---

[1]) Arch. f. Anthr. B. VIII, S. 260.

Angelschnüren aus Sehnen bedient zu haben scheint. Man muß bewundern, wie jene Menschen stets diejenigen Skelettheile für die Verarbeitung zu Geräthen und Werkzeugen ausgesucht haben, deren Masse die größte Dichte und Stärke darbieten." [1])

Derartige Lager von Küchenabfällen wurden jedoch auch außer Dänemarks an zahlreichen Ufern entdeckt; so in Schonen bei Drontheim, an der Küste von Devonshire in Schottland, an der Mündung der Rhone und Somme in Frankreich, in Portugal, bei Mentone in Italien, an den Gestaden von Nordamerika, Brasilien und Feuerland.

§ 3. **Die Torfmoore.** — Auch die besonders sich in Dänemark befindlichen Torfmoore sind eine Quelle für die Urgeschichte. Die Bäume, die einst am Rande der Moore standen, wurden in der Vorzeit in Folge ihres Alters entwurzelt, fielen in das Moor und häuften sich allmählig dermassen an, daß man in den letzten 30 Jahren wenigstens eine Million Stämme aus den Mooren auf Seeland herausgeholt hat. Die untere Lage besteht aus Fichtenstämmen, welche Baumart aber, wie bemerkt, schon längst nicht mehr, wenigstens soweit die geschichtliche Erinnerung reicht, in Dänemark existirt. Weiter oben in den Mooren liegen Eichenstämme; die Fichten sind also nach und nach aus jenem Lande geschwunden und an ihre Stelle traten die Eichen. Aber auch diese finden sich jetzt nur noch selten, während nun die Buchen ihren Platz einnehmen. Die dänischen Buchenwälder sind die schönsten der Welt. Doch auch sie müssen bereits in vorgeschichtlicher Zeit daselbst eingewandert sein, da von ihnen schon in den ältesten Schriften die Rede ist. Da man nun menschliche Geräthe selbst in den unteren Fichtenschichten der Moore entdeckt hat, diese aber nach dem Obigen weit in die Vorzeit zurückreichen, so ist das ein Beweis für das hohe Alter der dänischen Urbevölkerung.

Torfmoore mit Culturresten finden sich ferner auch im südlichen Schweden, die Nilsson untersuchte. Seine Ausbeute an behauenen und geschliffenen Steinwerkzeugen und Waffen war eine reiche, auf deren Detail wir jedoch nicht eingehen können, sondern wir bemerken nur, daß sie einen technischen Fortschritt gegen die ältere Steinzeit bekunden. — Auch wurden Torfmoore in Frankreich im Thale der Somme oberhalb Amiens und unterhalb Abbeville gefunden, die ebenfalls Zeugnisse von Menschen enthalten.

---

[1]) **Baer**, a. a. O. S. 193.

Aus den untersten Schichten hat Boucher de Perthes eine große Menge geglätteter Steingeräthe und Werkzeuge aus Geweih und Horn gegraben. Manche sollen nach diesem Forscher zur Bearbeitung des Feldes gedient haben. — Von Schmuckgegenständen zeigten sich schöngestaltete Thierzähne, besonders vom Eber. Man begnügte sich nicht mehr wie in den früheren Perioden, sie einfach zu durchbohren und an den Hals zu hängen, sondern formte sie mit großer Sorgfalt. Man spaltete sie der Länge nach, schliff beide Hälften ab und durchbohrte sie, um sie aufzureihen. Es wurde selbst ein ganzes Halsgeschmeide gefunden. Doch läßt sich in der jüngeren Steinzeit ein ästhetischer und künstlerischer Fortschritt nicht aufweisen; im Gegentheil man erkennt von Seite der Archäologen an, daß im Vergleich zur älteren Periode ein Rückschritt hierin zu verzeichnen sei.[1]) Von solch herrlichen Kunstprodukten, wie wir sie früher gesehen haben, geben die neolithischen Lager kein Zeugniß. Diese Thatsache ist für den Culturhistoriker von nicht geringem Belang, denn sie ist ein Beweis, daß von einem continuirlichen Fortschritt nach jeder Richtung hin in der Menschheit nicht gesprochen werden kann. Während die Industrie sich vervollkommnete, ging die Kunst rückwärts.

Zweites Kapitel.

Die alten Steindenkmäler und Grabstätten.

§ 4. **Die Dolmen und Ganggräber.** — Dolmen — ein celtischer Name — werden jene großen aufgerichtete Steine genannt, auf denen ein riesiger Block gleich einer Tischplatte ruht und unter denen Grabstätten verborgen sind. Dieselben befinden sich nicht nur zahlreich in Frankreich, besonders in der Bretagne, sondern auch in Belgien, England, Dänemark und nördlichem Deutschland. Am meisten sind sie in Nordafrika vertreten, kommen aber auch am Libanon, am Jordan, selbst in Indien vor.[2]) Das Merkwürdige bei diesem weiten Verbreitungsbezirke ist, daß sie in den verschiedenen Ländern eine unverkennbare Aehnlichkeit aufweisen.

---

[1]) Baer, a. a. O. S. 208.

[2]) A. Bertrand, Statistik der Dolmen in Frankreich. Revue archéolog. 1865. — Bonstetten, Essai sur les Dolmens. Genève, 1865. — Desor, Ueber die Dolmen, deren Verbreitung und Deutung. Arch. f. Anthrop. I., 261.

In den Todtenkammern der Dolmen sind die Leichen in sitzender Stellung bestattet. Neben ihnen finden sich gut gearbeitete Steingeräthe, Waffen und Thonurnen. Letztere sind mit der Hand geformt und verrathen eine nicht geringe Technik. Nach Bertrand und Bonstetten stammen die Dolmen den aufgefundenen Geräthen nach aus der Steinzeit und zwar aus der jüngeren; Metall kommt in den europäischen nur selten vor, ganz fehlt es nicht. So gibt Bonstetten selbst die Abbildung eines brozenen Schwertes aus einem Dolmen in Miers (Departement du Lot); desgleichen hat man Bronzespuren in Plouharnel (Bretagne), Bois-Bérard bei Saumur, in spanischen Dolmen, ganz besonders aber in Afrika gefunden, — ein Beweis, daß sie bis in die Bronzezeit reichten.

Mit den Dolmen stehen die sogen. **Ganggräber** im Zusammenhang. „Diese Todtenkammern bilden gewöhnlich ein Rechteck, bisweilen auch einen Kreis mit plattem Dache. Die Wände bestehen immer aus großen aufgerichteten Granitplatten, die dicht neben einander gestellt sind, um die Todten vor den Zähnen der Raubthiere zu schützen. — Der Boden der Kammern ist bald mit flachen Steinen gepflastert, bald nur mit Sand bedeckt. Das Dach besteht aus gewaltigen Felsstücken. Die Kammer ist gewöhnlich 2,5—3 m hoch; von der Mitte der einen Langseite geht ein 5—6 m langer, 1 m hoher Gang nach Süden oder Osten. — Der eigentliche Begräbnißraum, in welchen die Todten mit ihren Waffen, Schmucksachen und sonstigen Gegenständen, von denen man glaubte, daß sie in jenem Leben von Nutzen sein könnten, beigesetzt wurden hat eine Länge von 8—10 m und eine Breite von 2—3 m. Hier sitzen oder liegen die Todten ringsum an den Wänden, höchst selten in der Mitte der Kammer. Man findet Männer und Frauen, Erwachsene und Kinder bei einander, so daß also die Steinkammer schon fertig sein mußte, bevor man anfing, die Todten darin zu bestatten. In einer seeländischen Riesenstube fand man gegen 50 Skelette." [1]) Da die Wohnungen der Eskimos heute noch den Ganggräbern sehr ähnlich sind, so kam **Nilsson** auf den Gedanken, daß letztere in der Urzeit auch erst den Menschen zur Behausung gedient hätten [2]) und nach dem Tode des Familienhauptes zur Begräbnißstätte benutzt wurden, wie auch jetzt noch viele Wilde die Todten in ihre Hütten begraben und sie dann verlassen. Da aber

[1]) **Baer**, a. a. O. S. 264.
[2]) **Nilsson**, Das Steinalter 1868.

in den Ganggräbern Thierreste und sonstige Lebensüberbleibsel mit verschwindenden Ausnahmen fehlen, so ist es wohl richtiger, anzunehmen, daß sie nur nach dem Plan ihres Wohnhauses gebaut wurden und nicht selbst zuvor zur Behausung dienten.

Ganggräber fand man in Skandinavien, Dänemark, Schleswig, Frankreich und England. In letzterem sind die zwei bei Cefn unweit St. Asaph wegen ihrer menschlichen Ueberreste beachtenswerth. Professor Busk hat diese Reste einer eingehenden anatomischen Untersuchung unterworfen, deren Ergebnisse Dawkins folgendermaßen zusammenfaßt: „Aus den menschlichen Ueberresten in den Höhlen von Perthi-Chwareu und Cefn und in dem Steinhaufen in der Nähe des letzteren Ortes geht hervor, daß die Menschen, von denen dieselben herrühren, nur klein waren, der größte etwa 1,675 m, der kleinste 1,475 m hoch. Ihre Schädel sind orthognath, oder ihr Unterkiefer ragt nicht über eine von der Stirn gefällte Senkrechte nach vorn; die Form ist orthocephal oder subbrachycephal und der Rauminhalt im Durchschnitt recht gut. Das Gesicht war oval und die Backenknochen nicht vorspringend. Manche Individuen waren durch die eigenthümliche Abplattung des Schienbeines (Platycnemie) ausgezeichnet, die wahrscheinlich mit der freien Bewegung des Fußes, die nicht durch starre Sohlen oder Sandalen beeinträchtigt wurde, in Zusammenhang stand. Dieser Charakter ist jedoch weder für die Race eigenthümlich, noch kann er als Tendenz zur affenartigen Bildung des Beins aufgefaßt werden. Diese Schlüsse, zu denen Professor Busk durch die ihm zur Untersuchung vorgelegten Ueberreste gelangt ist, haben seither an den zahlreichen Skeletten, die inzwischen sowohl in den Höhlen von Rhosdigre wie in einer zweiten Grabkammer in dem Steinhaufen zu Tyddyn Bleyddyn bei Cefn aufgefunden sind, in vollstem Maße Bestätigung gefunden." [1]) Auch eine Anzahl altskandinavischer Schädel aus den Steingräbern hat Professor Busk gemessen; unter andern zehn solcher aus dem Grab zu Borreby. Der mittlere Gesammtinhalt derselben: 479,5 mm läßt auf eine nicht geringe Intelligenz schließen. Im Allgemeinen sind sie wohl gerundet, die Stirn zwar etwas flach, aber selbst nach K. Vogt nicht schlecht entwickelt. „Ein Blick auf die Abbildung des Schädels von Borreby (Fig. 344) lehrt uns, daß die Urbe-

---

[1]) Dawkins, Cave Hunting S. 151.

wohner Dänemarks im Zeitalter der geglätteten Steingeräthe in der Schönheit und Regelmäßigkeit der Schädelbildung den Menschen der Gegenwart bereits ziemlich nahe stehen." [1])

§ 5. **Menhirs und Kromlechs.** — Menhirs nennt man jene gewaltigen, rohen Steinblöcke, die wie Obeliske aufgerichtet im Boden befestigt sind. Sie stehen entweder einzeln oder reihenweise. Ein imposantes Beispiel bildet die Steinreihe von Carnac in der Bretagne. Sie besteht aus 11 parallelen Reihen aufgerichteter Steine, die bis 1500 m lange Gassen darstellen. Ein würdiges Gegenstück hiezu ist das Stonehenge bei Salisbury, sowie das einst viel größere von Abury in Wiltshire. Beide hält Sir J. Lubbock, dem Schaaffhausen beistimmt, für Tempel aus der Vorzeit. [2]) Hekatäus scheint das erstere zu meinen, wenn er von einem prachtvollen runden Tempel der Hyperboräer spricht. — Auch in Deutschland und Schweden finden sich solche Steinsäulen. So bedeckt eine derartige Steinsäulenreihe bei der westfälischen Stadt Beckum einen Raum von 30 m Länge und 4 m Breite, desgleichen in der Nähe von Hermeskamp.

Die kreisförmige Anordnung der Menhirs wird Kromlech genannt. Oft sind mehrere solche Steinkreise um einen Dolmen gestellt. Die Kromlechs kommen in Dänemark, Frankreich, Deutschland, England, Sardinien, Spanien und Portugal vor. Bei mehreren ist nachgewiesen, daß sie als Begräbnißstätten gedient hatten, z. B. jene auf den Inseln im Canal, auf deren untersten Schichten man Gebeine von Männern und Frauen, verschiedene Waffen und Geräthe, Steine zum Mahlen des Getreides fand. Außerdem kamen ziemlich wohlerhaltene Krüge zum Vorschein, die in der Form und Ornamentik sich sehr denen der deutschen Hünengräber nähern. Manche Kromlechs scheinen auch Denkmäler zur Erinnerung an wichtige geschichtliche Ereignisse gewesen zu sein. So wenigstens ist es heute noch bei denen der Khassias in Bengalen der Fall, wie die Reisenden Hooker und Sale berichten.

§ 6. **Die Hünengräber.** — Schon in Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts werden tumuli paganorum und Riesengräber genannt, denen im späteren Mittelalter der Name „Heunen- oder

---

[1]) Baer, a. a. O. S. 300.

[2]) Archiv für Anthropologie. B. VIII, S. 257.

Hünengräber" gegeben ward. [1]) Dieselben entstanden dadurch, daß man die Leichen entweder einfach auf die Erde legte und darüber einen wenige Meter hohen Hügel wölbte, oder man führte vorher Grabkammern oder Steinkästen aus großen Blöcken auf, die dann mit Erde bedeckt wurden. Die großartigsten solcher Gräber sind die drei Hügel bei Upsala, unter denen Odin, Thor und Freya begraben liegen sollen. Oft umgibt diese Hügel ein Ring von Steinblöcken. Hünenbetten kommen in ganz Europa vor, namentlich in Meklenburg, wo sie Lisch besonders erforschte und auf der Insel Rügen. Die Todten sitzen oder liegen in denselben schichtweise mit Erde bedeckt, und die Beigaben beweisen, daß sie verschiedenen Zeiten angehören. In den untersten Schichten nämlich fand man blos Steingeräthe, in den oberen auch solche von Bronze. Sie datiren also wie die Dolmen aus der Steinzeit und reichen in die Metallperiode. Kein Tumulus aber gehört der paläolithischen Zeit an, denn in keinem finden sich Reste eines ausgestorbenen Thieres, selbst das Rennthier fehlt. [2]) Die Bestattungsweise war nicht in allen Ländern dieselbe; die einen enthalten Skelette, andere hingegen Urnen mit der Asche der Verstorbenen, die also vor der Beerdigung verbrannt wurden; auch trifft man zuweilen Urnen und Skelette zusammen in demselben Hügel an.

„Die Form der Stein- und Beingeräthe, die man in den Hünengräbern findet, ist überall dieselbe, wodurch für einen großen Theil von Europa eine gemeinsame Bildungsperiode nachgewiesen wird. Es sind Keile, Messer, Lanzen- und Pfeilspitzen aus Feuerstein, Hämmer, Aexte und Meißel aus Granit, Gneis und anderem Gestein und allerlei Schneide-, Grab- und Stechwerkzeuge aus Horn und Knochen. Die Zierlichkeit und Schärfe der Feuersteinmesser und Beile erregt Bewunderung, und die genaue Bohrung des runden Schaftloches in den Aexten und Hämmern von Granit und Basalt gibt uns ein Räthsel auf, da der Gebrauch der Metalle jenen Zeiten noch unbekannt war. — Namentlich das Schleifen der Geräthe mußte eine harte Geduldprobe sein. Die in diesen Grabstätten gefundenen Gefäße — theils Behälter der Gebeine und Asche, theils Trank- und Speisegeschirr, das man dem Todten

---

[1]) Lisch, Friderico-Franciscceum oder Großherzogl. Alterthümer aus der altgermanischen und slavischen Zeit Meklenburgs. 1837. S. 11.

[2]) Schaaffhausen, Archiv für Anthropologie, B. VIII, S. 258.

zu seinem Gebrauch im unbekannten Todtenreiche mitgegeben, oder aus Pietät und Scheu, weil er es im Leben besonders benutzt hatte — sind aus freier Hand gearbeitet aus einem groben, mit Granit gemengten Ton, worüber innen und außen ein feinerer gezogen ist. Nachdem die Verzierungen hineingegraben, wurden die Gefäße bei offenem Feuer getrocknet. Die größere Menge zeigt besonders in Meklenburg einen entschiedenen Sinn für Zierlichkeit. Sie sind nicht groß, gewöhnlich becherartig, oder den rundbauchigen Krügen mit langem Halse und sehr kleinen Henkeln, wie sie auch in den Pfahlbauten von Moosseedorf gefunden wurden, ähnlich." [1])

Diese Beigaben, sowie der Umstand, daß man zu Ehren der Todten so außerordentlich schwierige Steinarbeiten ausführte, läßt auf einen religiösen Kultus schließen, der einen nicht geringen Grad von sittlicher Bildung, sowie den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an ein körperliches Weiterleben nach dem Tode bekundet. Zwar bestreitet das Sir J. Lubbock, [2]) da häufig diese Beigaben fehleten, und er meint, das Dasein dieser Werkzeuge sei nicht das Ergebniß eines volksthümlichen Glaubens, sondern einfach der rührende Beweis persönlicher Anhänglichkeit. Dagegen bemerkt aber Schaaffhausen: „Wie anders kann man die Beigaben der Speisen und Getränke, der Waffen und Werkzeuge, des Schleifsteines, des Röthels zum Bemalen, des Pyrits zum Feuerschlagen des Kammes und Rasirmessers erklären, als daß der Todte diese Dinge gebrauchen soll. Legte man ihm doch später das Geld in den Mund, um die Fahrt über den Acheron zu bezahlen; Schuhe oder das Pferd, ein Wagen oder ein Schiff wurden ihm beigegeben zur Fahrt in ein fernes Land. Weinhold glaubt, daß selbst der ausgehöhlte Baumstamm, der oft als Sarg diente, das Schiff bedeutet. Als eine spätere Abänderung der ursprünglichen Sitte erscheint es, wenn die Eskimos nur das Modell eines Bootes, die Japaner ein hölzernes Schwert, die Chinesen nur bemalte Papierschnitzel dem Todten mitgeben. Man kann nicht erwarten, daß diese Gaben eine vollständige Ausstattung des Verstorbenen waren. Wo das Volk arm und die Werkzeuge dem Lebenden unentbehrlich waren, da genügte Weniges. Lubbock will aus den von ihm mit-

---

[1]) Baer, a. a. O. S. 296.

[2]) Lubbock, The origin of civilisation, London 1870.

getheilten Tabellen über englische Grabfunde beweisen, wie oft die Beigaben fehlen. Aber die von ihm angegebenen Zahlen sind nicht richtig, und wie oft werden einfache Steingeräthe übersehen. In der von Greenvell ihm mitgetheilten Tabelle über 102 Grabhügel sollen nur 30 irgendwelche Geräthschaften, die anderen 72 dagegen Nichts enthalten, während, wenn man Urnen und Schalen, die keine Knochen enthalten, sowie Thierknochen mitrechnet, nur in 30 Gräbern die Beigaben fehlten; und von diesen waren 16 Aschengräber. In der Tabelle von Bateman über 139 Gräber fehlten nur bei 14 Todten die Beigaben, 7 davon waren Verbrannte. — Weil zur Zeit der Leichenverbrennung die Beigaben seltener werden und gewiß auch oft durch das Feuer zerstört worden sind, darf man ihre Bedeutung in den ältesten Gräbern nicht in Zweifel ziehen." [1])

Es erhebt sich noch die Frage, auf welche Stammesabkunft die in den Steingräbern gefundenen Schädel schließen lassen. Ueberblicken wir die gemachten Schädeluntersuchungen, so sprechen dieselben mit einzelnen Ausnahmen für indogermanische Abkunft. Schon Eschricht fand nach der Untersuchung einiger Schädel aus einem Steingrab bei Stege auf Möen, daß sie „Individuen eines sogar edlen Geschlechts der kaukasischen Menschenrace" angehört hatten, [2]) und die im Jahre 1869 durch Virchow vorgenommenen Messungen von 41 Steinzeitschädeln der Kopenhagener Sammlungen ergaben: „daß in der That schon zur Steinzeit die Ahnen der jetzigen Bevölkerung im Lande gewohnt haben mußten." [3]) Bei einer Besprechung derselben Schädel machte Schetelig bemerklich, daß sie durch Vorspringen des oberen Theiles der Hinterhauptschuppe sich auszeichneten, was nur bei Völkern der indogermanischen Race vorkomme.[4]) Schaaffhausen war ferner überrascht, in dem Schädel eines westfälischen Steingrabes „einen ächten und wohlgebauten Germanenschädel" zu erkennen, [5]) und in Betreff des schwedischen Steinvolks erklärt Nilsson auf Grund der von Baron v. Düben (A. T. f. Sv. I, 278) vorgenommenen Messungen ausdrücklich: es sei als abgemacht zu betrachten, daß die Menschen,

---

[1]) Schaaffhausen, Archiv für Anthropologie. B. VIII, S. 258.

[2]) Dansk Folkebl. 1837, Nr. 28 S. 112.

[3]) Virchow, Altnordische Schädel. S. 17.

[4]) Archiv für Anthropologie. III, S. 331.

[5]) Correspondenzblatt der anthr. Gesellschaft 1871, S. 57.

welche die schwedischen Steingräber errichteten, irgend einer der beiden dolichocephalen Völkerschaften (den Schweden oder Gothen), welche noch jetzt den größten Theil des Landes bewohnen, zugehörten.[1])

Nicht durchweg wurden jedoch die Todten in jener Vorzeit in Hünen- oder Steingräbern beigesetzt, sondern auch einfach in der Erde begraben. Das beweist das Gräberfeld bei Monsheim in Rheinhessen. Von Metall wurde auch hier nichts gefunden, aber zahlreiche geschliffene Steingeräthe und Waffen, Thongefäße aus der Hand geformt, sowie in jedem Grabe eine Handmühle der einfachsten Art aus Sandstein, was beweist, daß sicher in der jüngeren Steinzeit Ackerbau getrieben wurde, was wir auch oben bei den Kromlechs auf den Inseln im Canal wahrgenommen haben. Einen noch schlagenderen Beweis hiefür aber liefern die Pfahlbauten, die wir nun nach ihren wichtigsten Momenten in Betracht zu ziehen haben.

Drittes Kapitel.

Die Pfahlbauten.

§ 7. **Entdeckung, Verbreitung und Zweck der Pfahlbauten.** — Im Winter 1853—54 ward der Wasserstand im Züricher See so niedrig, wie noch nie zuvor. Dies benutzten die dortigen Anwohner, um dem See ein Stück Land abzugewinnen und führten zu diesem Zweck bei Obermeilen Mauern auf. Hiebei stießen die Arbeiter auf alte Pfähle, Hirschgeweihe und Geräthe. Auf die Nachricht hievon übernahm F. Keller die Leitung der Weitergrabungen. Die Pfähle waren 2—3, manche mehr als 4 m lang und in parallelen Reihen in den Boden des Sees eingerammt. Die Köpfe derselben kamen unter einer 50 cm hohen Schlammschicht zum Vorschein und zwischen ihnen fanden sich die verschiedensten Industriegegenstände. Auf diese erste große Ausbeute hin wurden auch andere Schweizer-Seen untersucht und wirklich wurden in mehr als 21 Pfahlbauten entdeckt, deren Zahl sich auf über 200 beläuft.

Aber ihre Existenz wurde bald auch außerhalb der Schweiz

[1]) Nilsson, Steinalter 1868, S. 39. Hostmann, Archiv für Anthr. VIII, S. 282.

nachgewiesen, so in Bayern im Alpsee, Chiemsee und Starnberger See (bei der Roseninsel);[1]) in Oberitalien, in den Donaufürstenthümern,[2]) in Meklenburg, Schottland, Irland und Frankreich im Torf bei Abbeville. Schon der Vater der Geschichte, Herodot, berichtet von Pfahlbauten der Päonier in Macedonien. „In den See Prasias, sagt er, schlugen sie bei der ersten Anlage auf Kosten der Gemeinde, nachmals jeder Einzelne, sobald er ein Weib nimmt — und er darf deren mehrere halten — Pfähle in den Grund und befestigen die darüber gelegten Dielen an einander. Eine einzige schmale Brücke führt vom Ufer auf das Gerüste. Auf demselben hat ein Jeglicher eine Hütte zur Wohnung, in der eine Fallthüre durch die Dielen abwärts in den See führt. Damit die Kinder nicht in's Wasser fallen, werden sie am Fuße mit einem Strick angebunden. Ihre Pferde und anderes Vieh füttern sie mit Fischen, woran sie einen großen Ueberfluß haben, so daß sie einen Korb, den sie an einem Strick durch die Fallthür in den See hinablassen, nach kurzer Zeit voll von Fischen heraufziehen." Auch Hippokrates, der Altmeister der Medizin und Zeitgenosse Herodot's, erzählt in seinen Abhandlungen über Luft, Wasser, Wohnort, daß die Anwohner des Flusses Phasis, der in das schwarze Meer mündet, in Sümpfen lebten, wo sie Häuser aus Holz und Rohr über dem Wasser hätten und in „Einbäumen" auf- und abwärts fuhren. Und W. Wagner berichtet von seiner Reise nach Kolchis, daß sich heute noch dergleichen Bauten in dieser Gegend finden. Ebenso hat Dumont d'Urville in Neu-Guinea und in der Bucht von Doreh gegenwärtig noch bewohnte Pfahlbauansiedlungen der Papuaneger gesehen. Der Afrikareisende Livingstone fand ebenfalls solche im See Pamalombe, und höchst anziehend ist die Schilderung Fr. Engels von den Pfahlbauwohnungen der Indianer im Orinoco und Maracaibo-See zum Schutze gegen die quälenden tropischen Mücken und der Fieberatmosphäre der Sümpfe. Venedig, Venezuela und Amsterdam verdanken vielleicht auch einstigen Pfahldörfern ihren Ursprung.

Ueber den Zweck der Pfahlbauten wurden verschiedene An-

[1]) Mor. Wagner, Ueber das Vorkommen von Pfahlbauten in Bayern. München, 1867.

[2]) E. Rückert, Die Pfahlbauten und Völkerschaften Osteuropas. Würzburg, 1869.

sichten aufgestellt. Nach R. Pallmann sollen sie Handelsstationen etruskischer, celtischer oder phönicischer Kaufleute gewesen sein. Allein dieser Ansicht treten mit Recht die bedeutendsten Archäologen, wie Lindenschmit, Schaaffhausen, M. Wagner und A. entgegen. Schon die große Zahl dieser Ansiedelungen und ihre Ausdehnung spricht nicht dafür. Man denke nur 40 solcher Handelsstationen auf dem Neuenburgersee allein! Wo waren denn die Abnehmer für solch bedeutenden Handel? An den Ufern dieser Seen hat man bis jetzt nur geringe Spuren von Bewohnung gefunden. Doch damit soll nicht geleugnet werden, daß die Pfahlbauern mit den südlichen Handels- und Fabrikländern in Beziehung standen. Beweis dafür sind schon die vielen Geräthe aus Feuerstein, der in jenen Gegenden sich nicht findet, sondern wohl aus Frankreich größtentheils bezogen wurde; noch mehr aber die Bronzegegenstände.

Andere haben die Pfahlbauten als blos vorübergehende Zufluchtsstätten in den Zeiten der Noth betrachtet. Wohl sollten sie als Schutzorte gegen menschliche Feinde dienen, aber sie wurden nicht vorübergehend sondern dauernd bewohnt. Dafür spricht schon die viele Mühe, die zu ihrem Bau erforderlich war, dann die außerordentliche Menge von Geräthen und Speiseresten. Aber außer dem Schutz gegen unerwartete feindliche Ueberfälle hatten sie noch einen andern bedeutenden Nutzen, indem sie auf die leichteste Weise reichliche Nahrung an Fischen gewährten; denn jene Gewässer waren, bevor ihre Ufer durch den Ackerbau in Beschlag genommen, viel zahlreicher damit bedacht als jetzt. Die aus den Hütten herabfallenden Speisereste lockten die Fische in Menge herbei und wurden einfach durch eine Oeffnung im Fußboden mittelst eines herabgelassenen Netzes leicht gefangen, wie C. E. v. Baer noch die heutigen Fischereien an der Wolga beobachtet hat. [1]) Außerdem lieferte die Jagd an den dicht bewaldeten Ufern der Seen treffliche Leckerbissen von Wild.

§ 8. **Alter, Fauna und Flora der Pfahlbauten.** — Daß die Pfahlbauten überhaupt nicht in die paläolithische Zeit hinaufreichen, beweist das Fehlen von Knochen des Mammuths, Rhinoceros, der Hyäne und des Rennthieres. Wohl aber gehören viele dieser Ansiedelungen der jüngeren Steinzeit an; denn in den meisten der östlichen Schweiz fehlen Metalle gänzlich, während sie in denen der

---

[1]) C. E. v. Baer, die frühesten Zustände des Menschen in Europa. 1863.

westlichen Schweiz, die dem Verkehr zugänglicher war, vorhanden sind. Auch der Pfahlbau im Starenberger-See zeigte außer einem einzigen Stück aus Feuerstein keine weiteren Steingeräthe, dafür aber elf aus Bronze, welche die größte Aehnlichkeit mit den Erzgeräthen aus den Pfahlbauten der Westschweiz haben und deshalb auf gleichzeitigen und gemeinschaftlichen Ursprung schließen lassen. Daß die Pfahlbauten aber auch in die historische Zeit hereinragten, bezeugt die Auffindung von „römischen Ziegeln" in einem Pfahlbau im Rhein bei Mainz, der bei einer Ufercorrection entdeckt wurde, und an der einzigen Stelle, an welcher römische Bauten in unmittelbarster Berührung mit dem Rheine standen. Unter der großen Menge der zwischen den Pfählen gefundenen Gegenstände, die sich jetzt im Museum zu Mainz befinden, waren auch die römischen Ziegeln vorhanden, die mit Unwidersprechlichkeit auf römische Colonisten am Rhein hinweisen. [1])

Die **Fauna** der Pfahlbauten fand in Professor **Rütimeyer**, wie die **Flora** in **Heer** ihre Erklärer. Es wurden Reste von 32 Säugethierarten und 26 Vögeln entdeckt. Von den ausgestorbenen Species zeigten sich Knochen vom Urochs in den Stationen von Moosseedorf und Robenhausen. Bei Wauwyl stieß man auf Reste von Wisent und Elk, die in der historischen Zeit aus unserm Erdtheil ausgewandert sind. Auch hauste damals der Bär noch in der Schweiz. Von Hausthieren fanden sich Knochen von Hund, Kuh, Ziege, Schaf und Pferd. Am zahlreichsten war das Torfschwein vertreten, das zwischen dem Wildschwein und unserm zahmen Schwein in der Mitte steht, aber in der historischen Zeit verschwunden ist. Auffallend ist, daß der Hase, mit dem sich der Aberglaube fast aller Völker beschäftigt hat, wie in den dänischen Küchenabfällen auch hier fehlt. Die Juden hielten ebenfalls das Thier für unrein; das Fleisch desselben wird von den Arabern, Lappländern und Grönländern noch heute gemieden, wie einst von den alten Briten und Chinesen. „Sollte nicht der Umstand die bisher noch nicht erklärte alte Sitte aufhellen, daß man jetzt sehr häufig den Hasen als am Bandwurm und an Lungentuberculose leidend findet und die von den Alten geübte Thierschau diesen Befund kannte, wie wir ja auch seit der Entdeckung der Trichinen im Schweinenfleisch die Ursache des Verbots desselben durch Moses kennen?" [2])

---

[1]) **Lindenschmit**, Arch. f. Anthr. Bd. II, S. 353.

[2]) **Schaaffhausen**, Arch. f. Anthr. B. VIII, S. 260.

Aus der **Flora** ist hervorzuheben der sogen. kleine Pfahlbauweizen und der ägyptische Weizen, ferner Gerste, Hirse und Flachs, deren Fund beweist, daß man den Ackerbau schon in der Steinzeit kannte, aber Hanf und Roggen fehlen bis jetzt wie auch bei Moses und Homer. Das Getreide wurde auf Handmühlen gemahlen, von denen mehrere gefunden wurden. Das Brod wurde aus Weizen und Hirse bereitet, war rund und flach, wie noch der Mazza der Juden ist und ähnlich das in großen runden Scheiben gebackene Brod in Schweden und Norwegen. „Darf man diese Form mit der Sonne oder dem Monde in Beziehung bringen? Ein kleines deutsches Gebäck, das Hörnchen kann die Mondsichel sein, wie andere Formen unseres gewöhnlichen Backwerkes menschliche Körpertheile nachahmen und zum Theil eine obscöne Bedeutung haben und schon deshalb wahrscheinlich sehr alt sind, weil heute diese Beziehungen fast ganz vergessen sind.“ [1]) Außer Getreide kommen auch Reste von **Obst** in den Pfahlbauten vor. Neben den Holzäpfeln fand man zu Robenhausen eine beträchtliche Zahl größerer Aepfel von einer wahrscheinlich cultivirten Sorte.

§ 9. **Industrie der Pfahlbauten.** — Auch in industrieller Beziehung verrathen die Seebewohner einen nicht unbedeutenden Fortschritt. Zwar gleichen die Geräthe und Waffen aus Stein und Knochen durchaus denen der Steinzeit überhaupt, aber ihre zierlichen Thongefäße, manchfachen Geflechte und Gewebe erregen unsere volle Achtung. „Wahrlich, die Töpfer in unsern kleinen Städten schicken mitunter viel schlechteres Zeug in die Welt und doch stehen ihnen ganz andere Hilfsmittel zu Gebote. Die Fingereindrücke, die wir nicht selten außen und innen wahrnehmen, zeigen an, daß sie mit der Hand geformt sind, also die Töpferscheibe noch unbekannt war. Mitunter sind diese Eindrücke absichtlich an einander gereiht, ohne Zweifel um als Verzierung zu dienen. Auffallend ist die Kleinheit dieser Eindrücke, sie rühren vielleicht von einer weiblichen Hand her. — Diese Gefäße dienten zur Aufbewahrung von Lebensmittel und hatten oft eine ansehliche Größe. Außerdem fertigte man Gefäße aus Hirschhorn, die nicht minder interessant und charakteristisch sind. Man schnitt das Horn oberhalb der Krone ab und höhlte es aus. Nach den Erzeugnissen der Töpferei und der Unzulänglichkeit der Steinwerkzeuge dürfen wir jedoch nicht allein

[1]) Schaaffhausen a. a. O. S. 260.

den Grad der Cultur und Gesittung der Bewohner der Pfahlbauten beurtheilen.

Die in verschiedenen Ansiedlungen gefundenen Producte der Weberei und Gerberei, sowie der Ackerbau und die Viehzucht, die von jener Urbevölkerung betrieben wurden, sprechen für einen höheren Grad der Cultur, als wir gewöhnlich bei den Wilden finden. Der Bast wurde zu einfachen wie auch sehr kunstvollen Matten verflochten, wie man sie in einer so fernen Zeit kaum erwartete. Die zuerst bei Robenhausen gefundenen Leinwandstücke waren Producte einer ziemlich entwickelten Industrie, so daß man sie mit den andern Vorkommnissen der primitivsten Art nicht recht zusammenreimen konnte und deshalb geneigt war, anzunehmen, daß die gewebten Stoffe durch irgend einen Zufall hierher gerathen seien. Allein eine genaue, durch Geologen und Alterthumsforscher vorgenommene Besichtigung der Oertlichkeit zeigte bald, daß hier keine Täuschung im Spiele sei; man mußte anerkennen, daß die kunstvollen Gewebe in der That eine Hinterlassenschaft der Bewohner der Pfahlbauten seien und mit den primitiven Geräthen aus Stein und Knochen aus einer Zeit stammen." [1])

Aus Allem geht hervor, daß die Industrie im Ganzen eine recht gelungene war; um so auffallender ist es aber, daß auch hier eigentliche Kunstproducte nicht gefunden wurden. Das bestätigt abermals die schon oben gemachte Bemerkung, daß, während in der neolithischen Zeit die Gewerbthätigkeit sich vervollkommnete, der höhere ästhetische Sinn, wie er sich in der ersten vorgeschichtlichen Periode kundgab, verkümmerte. Denn die Bronzegegenstände, die man in mehreren Pfahlbaustationen gefunden, waren, wie wir sehen werden, nicht einheimische Fabricate, sondern durch Handel importirt. —

Von menschlichen Schädeln und Knochen hat man aus ihnen nur sehr Weniges zu Tage gefördert, was beweist, daß ihre Bewohner die Todten auf dem Land begruben, wo man denn auch dieselben Geräthe in Gräbern gefunden hat, wie sie aus den Seewohnungen ins Wasser fielen. Die seltenen Funde von menschlichen Ueberresten gehören meistens Kindern an, die offenbar durch Unvorsichtigkeit ihr Leben verloren. Die Extremitätenknochen, die aus der Ansiedlung bei Robenhausen zu Tage kamen, gehörten

[1]) Baer, a. a. S. 232.

einer weiblichen Person an. Sie deuten auf eine mittlere Größe hin und zeichnen sich durch eine sehr kräftige Bildung und Eleganz, durch eine schlanke Form und durch sehr scharf und schön ausgebildete Muskelansätze und Gelenkbildung aus, — Alles Umstände, die auf große Energie und Beweglichkeit hinweisen." Von den Schädeln ist der bei Meilen gefundene am besten erhalten, wiewohl ebenfalls nur fragmentarisch. „Die nähere Untersuchung dieses Bruchstückes ergibt, daß der Schädel von Meilen den noch jetzt in der deutschen Schweiz vorherrschenden Formen sehr nahe steht; die Größenverhältnisse stimmen genau überein, so daß auch jener offenbar zu demselben Stamme und derselben Race gehört. — Daß die Bewohner der Pfahlbauten einem sehr culturfähigen, zu jeder Geistesarbeit befähigten Menschenstamme angehört haben, wird durch diesen Schädel dargethan." [1])

Viertes Kapitel.

Die Einführung der Metalle.

§ 10. **Ist die Eintheilung in Stein-, Bronze- und Eisenzeit berechtigt?** Die genannte, gang und gäbene Eintheilung der menschlichen Vorgeschichte hat in den letzteren Jahren mehrfache Widersprüche hervorgerufen, so besonders von Lindenschmit, Hostmann, F. Maurer. Wenn aber letzterer überhaupt eine Steinzeit leugnet, so geht er offenbar zu weit, denn wir haben gesehen, daß die meisten vorgeschichtlichen Höhlen, wie die dänischen Küchenabfälle und Torfmoore gar kein Metall einschließen, sondern nur Geräthe von Stein, Horn und Holz. Auch fehlte in den meisten Dolmen, vielen Steingräbern und Pfahlbauten jegliches Metall. Es gab also eine Zeit, in der man wenigstens in Europa die Metallbearbeitung nicht kannte. Und wenn man diese Periode die Steinzeit nennt, so geschieht es nach dem Grundsatz: a potiori fit denominatio, da zu den meisten Geräthen damals der Stein als Material benutzt wurde. Damit stimmt auch Lindenschmit überein, indem er sagt: „Wir beschränken uns auf die einfache, „naturgemäße" und allein richtige Scheidung in jene zwei großen, durch ihre einzige wesentliche Verschiedenheit bezeichneten Zeiträume, welche wir die vormetallische und

---

[1]) Baer, a. a. O. S. 260.

die Metallzeit nennen." [1]) Aber auch das dürfte nicht in Abrede zu stellen sein, daß innerhalb der Steinzeit zwei Perioden unterschieden werden können: die der einfach behauenen und die der geschliffenen Steine, wiewohl wir zugeben, daß die Differenz keine so tiefgehende wie zwischen vormetallischer und Metallzeit ist. Denn die Periode der polirten Steine weist unverkennbar auch in den Horn-, Töpfer- und sonstigen Industriearbeiten einen Fortschritt gegen die ältere Steinzeit auf. Die weitere Frage aber, ob auf die Steinzeit eine reine Bronzezeit gefolgt sei, ist entschieden zu verneinen, denn Bronzegegenstände finden sich sehr häufig neben Steingeräthen. [2]) Auch ist es sehr fraglich, ob neben dem Stein und Horn eine Zeit lang die Bronze allein in Gebrauch war oder auch das Eisen, wenn es auch nicht so häufig verwendet wurde. Vieles spricht für einen frühen, gleichzeitigen Bestand beider. [3]) Bei Homer wird neben dem blauen Stahl schon das Eisen genannt, eiserne Waffen aber, weil sie noch kostbar sind, nur als Kampfpreise ausgesetzt. [4]) Layard fand unter den Ruinen des alten Ninive in einem um 700 v. Chr. zerstörten Theile der Stadt eiserne Geräthe und Eisenblöcke, die vortrefflich erhalten waren. [5]) Die Magnetnadel, welche doch die Kenntniß des Eisens voraussetzt, gebrauchten die Chinesen nach A. v. Humboldt mehr als 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, der Gebrauch eiserner Pfeilspitzen reicht nach Chevreul bei ihnen bis 1100 v. Chr. Markham führt eine eiserne Pagode an, die im J. 2079 v. Chr. errichtet wurde. [6]) „Die Kenntniß des Eisens ist also bei einigen Völkern des Alterthums schon sehr sehr früh vorhanden, aber es kam bei den meisten erst spät und nach der Bronze in allgemeinen Gebrauch. — Zuerst scheint dem Menschen das Meteoreisen bekannt geworden zu sein; im Aegyptischen heißt das Eisen ba en pe, Stoff vom Himmel, welches Wort das Koptische beibehalten hat und Pott erinnert, daß das griechische Sideros nur mit dem lateinischen Sidus zusammenhänge." [7])

---

[1]) Lindenschmit, Arch. f. Anthr. 1876, Bd. IX. S. 152.

[2]) Siehe Belege hiefür bei Nilsson, Die Ureinwohner des Skandin. Nordens. Bd. I. S. 88.

[3]) Beispiele bei Hostmann, Arch. f. Anthr. 1875. Bd. VIII. S. 283.

[4]) Ilias XXIII. 261, 834 und 850. Odys. IX., 391.

[5]) Layard, Nineveh and its remains, Lond. 1851.

[6]) Sitzungsber. d. Berl. anthrop. Ges. v. 23. März 1871.

[7]) Schaaffhausen, Arch. f. Anthr. B. VIII., S. 252.

§ 11. **Ueber den einheimischen oder exotischen Charakter der vorgeschichtlichen Metallfabricate in Nord- und Mitteleuropa.** — Eine weitere, nicht unwichtige Frage ist, ob die Metall- speziell die Bronzegegenstände, die man sowohl in den Gräbern als Pfahlbauten gefunden, auch im Lande gefertigt oder von anderen in der Cultur mehr fortgeschrittenen Völkern durch Handel eingeführt worden seien. Manche Archäologen nehmen das Erste, Lubbock,[1]) Nilsson, Lindenschmit u. A. das Letztere an. Hören wir die Gründe! „Die Erzschwerter und Messer des Neuenburger Sees und der Schweiz überhaupt können nicht von den Pfahlbauern der Steinzeit erdacht und ausgeführt sein, wäre ihnen selbst Kupfer und Zinn oder die Bronzemischung selbst in Fülle zugeführt worden, weil sich nirgends ein auch nur annäherndes Element so weit entwickelter Formbildungen in ihren Knochen-, Thon-, Holz- und Stein-Manufacten nachweisen läßt und weil keine Spur von stufenweisen Versuchen, kein Uebergang von dem Geschmack wilder und halbwilder Stämme zu den Formen jener Erzgeräthe vorliegt, die ebenso plötzlich in aller Vollendung auftreten, als auch wieder verschwinden, ohne eine Spur in den späteren Landeserzeugnissen zu hinterlassen. Es fehlen eben alle Bedingungen, welche eine wissenschaftliche Beurtheilung für die Entstehung dieser Erscheinung im Lande selbst verlangen muß . . ." „Wenn wir die Keßler des Mittelalters und die jetzigen Zinngießer eine in den Städten heimische Industrie auf die Dörfer und Bauernhöfe bringen sehen, so dürfen wir in diesem Verhältniß der gewerklichen Centralpunkte zu der Landbevölkerung einen sprechenden Nachweis, ja selbst den letzten Rest eines uralten Verkehrs der Culturstaaten des Südens mit den barbarischen Ländern und Ländchen erkennen. Eine Betrachtung der Metallwaaren gerade vom Standpunkte des naturwissenschaftlichen Verfahrens hätte am ehesten darlegen müssen, daß die in der Schweiz vorkommenden Formen nicht als selbstständige, für sich im Einzelnen existenzfähige Erscheinungen zu betrachten sind, sondern nur so zu sagen als Theile eines großen, vollständig entwickelten Organismus, der alle Lebensbedürfnisse der alten Culturwelt umfaßte. Wer aber die Art und Weise, die immer gültigen Gesetze einer solchen Entwicklung ins Auge faßt, dem kann es nicht entgehen, daß jene Meißel, Messer, Haarnadeln und Waffen eine Stufe

---

[1]) **Lubbock**, Die vorgeschichtliche Zeit. B. I. S. 69.

derselben bezeichnen, die eine ganze Reihe gleichzeitiger und gleichartiger Bildungen unbedingt voraussetzt, deren Abwesenheit diesseits der Alpen unsere alten Metallfunde in dem Grade isolirt, daß wir sie nicht anders als Producte einer exotischen Cultur betrachten können." [1]) Die Gründe Lindenschmit's für den ursprünglichen Import der Bronzefabricate erscheinen uns zu triftig, als daß wir ihnen nicht beistimmen sollten. Was Lindenschmit hier von den Bronzesachen der Pfahlbauten sagt, gilt in gleicher Weise von denen der Gräber, was er siegreich gegen Sophus Müller vertheidigt hat. [2]) Dasselbe gilt von den Eisenfabricaten, die übrigens spärlicher vertreten sind.

§ 12. **Ueber die Herkunft der Bronzeerzeugnisse.** — Auch hinsichtlich des Ursprungs der Bronzecultur sind die Ansichten der Archäologen getheilt. Manche lassen sie in früher Zeit aus Asien einwandern, Andere schreiben sie den Celten oder den Griechen zu, Lindenschmit den Etruskern; Waitz wollte sie aus Afrika ableiten und Webel sah ihren Ursprung in England, wieder Andere weisen auf Aegypten hin, wo nach Brugsch schon im 3. Jahrtaus. v. Chr. alle Metalle nachweisbar sind; Nilsson hingegen plädirt für die Phönizier, was nach Petersen am wahrscheinlichsten ist. [3]) Schon zu Homer's Zeiten kamen die schönsten Bronzearbeiten aus Phönicien. Nilsson stützt seine Ansicht auf beachtenswerthe Gründe. Er weist zunächst auf mehrere für die nordischen Bronzesachen charakteristischen Verzierungen hin, die sich ebenfalls auf phönizischen Alterthümern finden. [4]) Dann macht er auf gewisse Volkstraditionen aufmerksam, in denen er Spuren der alten phönizischen Religion sieht. In Phönizien herrschte der Baals- oder Sonnendienst. „Im 1. B. der Könige 18, 22—40 wird gesagt, daß bei Gelegenheit eines Wettstreites zwischen den Priestern Jehovahs und Baals auf dem Berg Carmel ein Feuer angezündet werden sollte und daß die Baalspriester, um ihren Gott Baal anzurufen, um den Altar (das Feuer) liefen (tanzten) „wie es ihre Weise war. Und sie riefen laut u. s. w., nach ihrer Weise." Auf dieselbe Weise wurde vor noch nicht 50 Jahren längs der Küste von

---

[1]) Lindenschmit, Ueber die neueste Pfahlbautenliteratur. Archiv für Anthropologie, B. I. S. 364.

[2]) Arch. f. Anthr. 1876. IX. S. 142 ff.

[3]) Petersen, Ueber das Bronzealter bei den Völkern des Alterth. Hamburg 1868.

[4]) Nilsson, Die Ureinwohner d. Skandinav. Nordens B. I. S. 4 ff.

Schonen, Halland, Bohuslän und bis hoch nach Norwegen hinauf in der Mittsommernacht das Baldersfest gefeiert und vielleicht geschieht dies noch jetzt hier und dort. Auf Bergen und Anhöhen wurde alsdann ein Feuer angezündet, um welches das Volk, in den letzten Jahren freilich nur noch die Jugend aus der umliegenden Gegend sich versammelte und gleich den Baalspriestern mit Rufen und Singen um das Feuer zu tanzen pflegte. Dieses Johannisfeuer hat noch in einigen Gegenden den Namen Baldersbal beibehalten."

Wenn aber dieses Baldersfest im Norden in irgend welchem Zusammenhang mit dem Baalscultus in Phönizien steht, so muß dasselbe Fest auch in andern, zwischen Phönizien und Skandinavien gelegenen Ländern gefeiert werden. — Und wirklich findet es sich nach Dr. Wilson auch in Irland in gleicher Weise wie in Skandinavien am Mittsommerabend und wird dort „Balstein" genannt. Wilde beschreibt es ebenfalls in seinen „Irish popular superstitions" p. 48—49 ausführlich, demgemäß es unstreitig in Irland einen religiösen Charakter hatte: „Man sah ältere Leute leise Gebete sprechen, während sie rund ums Feuer gingen. Wollte Jemand eine längere Reise unternehmen, lief er dreimal hin und zurück durch das Feuer, um Glück unterwegs zu haben. Galt es eine Heirath, so that er es, um sich zu der ehelichen Verbindung zu reinigen. Wenn das Feuer matter wurde, gingen die Mädchen hindurch, um gute Männer zu bekommen; schwangere Frauen sah man hindurchgehen, um eine glückliche Niederkunft zu erlangen; selbst Kinder sah man über die glühenden Kohlen tragen, ganz so wie es in alten Zeiten bei den Cananitern Sitte war."

Auch in Frankreich fand sich bis in die letztere Zeit in ganz ähnlicher Weise das Johannesfeuer. [1]) —

Schon Plinius berichtet ebenfalls, daß unweit Roms auf faliskischem Gebiete einige wenige Familien wohnten, Hirpi genannt, die alljährlich auf dem Berge Sorakte ein Opferfest zu Ehren des Sonnengottes feierten, wobei sie über einen brennenden Scheiterhaufen gegangen seien, ohne sich zu verbrennen. [2]) Nilsson glaubt sonach dargethan zu haben, „daß im südlichen und westlichen Schweden lange Zeit hindurch ein oder mehrere Volksstämme

[1]) Grimm, Deutsche Mythologie, I. Ausg. Anhang CXIX, 27.

[2]) Plinius, Hist. Nat. VII, 2.

wohnhaft gewesen sind, die gleich den Phönizìern in Kanaan, gleich den Hirpi in Italien und gleich den Kelten in Irland Baalsanbeter waren, und daß dieser Cultus hier im Norden mit der Bronzeperiode zusammentraf." [1]) Demgemäß wären also die Bronzefabricate durch die im Alterthum wegen ihres weitverbreiteten Welthandels berühmten Phönizier in den Norden und wohl auch in die Pfahlbauten der Schweiz gekommen.

Aber die Frage ist nun, woher hatten die Phönizier die Bronze, die fast überall aus einer Mischung von 9/10 Kupfer und 1/10 Zinn besteht? Das Kupfer war wohl für sie zu beziehen, da es sich in verschiedenen Ländern findet, aber das Zinn? Weil es in Cornwallis in England reiche Kupfer- und Zinngruben gibt, so glauben Manche, sie hätten es von da bezogen; aber einerseits beanspruchen viele Bronzefunde ein höheres Alter als die Entdeckung dieser Zinngruben und anderseits ist es unwahrscheinlich, daß aus ihnen das Material für so viele Bronzegegenstände, die man in den Ländern des mittelländischen Meeres, in Skandinavien und Deutschland gefunden, geflossen sei, und endlich hätten doch wohl die Phönizier ihre Fabriken gleich in ihren Colonien in den nordischen Ländern selbst etablirt, statt das Zinn und Kupfer soweit zurück ins Mutterland oder vielleicht nach Griechenland zu transportiren und von dort bearbeitet wieder nach dem Norden zu bringen. Aber von solchen Etablissements hat man im Norden fast keine Spur gefunden. Auf die obige Frage nun, woher die Phönizier das Zinn zu ihren Bronzen bekamen, gibt der alte Geograph Strabo eine, wenn auch nur andeutende Antwort, indem er sagt, die Drangianer hätten mit Zinn gehandelt. Dem Zusammenhange nach scheinen dieselben aber an der Nordgrenze Persiens gewohnt zu haben. Auch der Reisende Burnes spricht von der Gegend am Hindukusch, daß sie Zinn liefere.

Auf diese unbestimmte Nachrichten hin veranlaßte der nicht blos um die Naturwissenschaft, sondern auch um die Anthropologie sehr verdienstvolle C. E. v. Baer die k. Geographische Gesellschaft in St. Petersburg, über das Vorkommen von Zinn in jener Gegend sichere Nachrichten einzuziehen. Der Vicepräsident derselben, Semenow theilte ihm in Folge dessen mit, daß wirklich nach dem Berichte des mit der Sache betrauten Herrn Ogorodnikow bei

---

[1]) Nilsson, a. a. O. S. 21 ff.

Chorassan, 20 Farsangen von der Stadt Utschan=Mien=Abot die reichsten Lager von Zinn, Eisen, Kupfer, Schwefel und Blei sich finden. Dazu bemerkt v. Baer: „Diese Nachrichten machen es höchst wahrscheinlich, daß zu der vielen Bronze, die man in den Ruinen von Assyrien und Babylonien gefunden, das Zinn aus der Gegend von Chorassan kam, wo man die Drangianer zu suchen haben wird. — Daß aber bis zur Entdeckung der Zinngruben in Cornwallis alles Zinn zu den vielen Bronzen, die in allen Ländern des mittelländischen Meeres und in Skandinavien gefunden sind, nur aus dieser Gegend kam, möchte ich doch bezweifeln. — Bedenken wir nun, daß zur Zeit Salomo's die Phönizier die Fahrt nach Ophir kannten und deshalb den Israeliten als Führer dienten, und daß diese vereinigten Flotten Producte mitbrachten, die sie mit tamulischen Namen belegten, daß sie also in den fernen Gegenden Ostindiens gewesen sein müssen; ferner, daß ein Theil der biblischen Berichte ausdrücklich sagt, diese tamulisch benannten Gegenstände seien aus Tarsis gekommen, das viele Gold aber aus Ophir, das hinter Tarsis lag, so leuchtet ein, daß die Phönizier wenigstens bis zur Südspitze Vorderindiens, und was fast damit zusammenhängt, an die Südseite Ceylons fuhren. Waren sie schon öfter hier gewesen, so war es wohl leicht möglich, und wie mir scheint, wahrscheinlich, daß sie die leichte Erreichbarkeit des Zinns auf Malakka und der davorliegenden Insel Junk=Ceylon erfuhren und diese Zinnquelle aufsuchten. Es ist unbezweifelt, daß der Gebrauch der Bronze im östlichen Asien sehr alt ist. — Daß aus dem persischen Meerbusen, woher die Phönizier ursprünglich stammen sollen und wo sie jedenfalls lange Zeit Colonien hatten, der Weg bis nach der Südküste von Ceylon ein natürlicher, fast möchte ich sagen, nothwendiger war, habe ich ausdrücklich im III. B. der „Reden u. s. w." besprochen. Schwieriger war es allerdings, den Weg durch das offene Meer nach Malakka oder Junk=Ceylon zu finden, allein beim Anhalten des Monsuns doch leichter, als ein Weg von den Säulen des Herkules nach Cornwallis. Fanden sie in Ceylon oder in Vorderindien Bronze, wozu das Zinn von Osten gekommen war, so war ihnen die Anregung, die Productions=Orte des Zinns aufzusuchen, wohl groß genug." [1]) Demnach wäre das Zinn zu den alten Bronzen durch die Phönizier von Chorassan an der Nord=

---

[1]) v. Baer, Arch. f. Anthr. 1876. B. IX. S. 265.

grenze Persiens in ihr Land gekommen, hier oder in Griechenland verarbeitet worden und von da durch ihren ausgedehnten Handel und ihre Colonien in die Länder des mittelländischen Meeres, in die Schweiz zur Zeit der Pfahlbauten und nach Skandinavien importirt worden.

Dritter Abschnitt.

Ueber den Ursprung und den Urzustand des Menschengeschlechts.

Erstes Kapitel.

Ueber den Ursprung des Menschen.

§ 1. **Die Paläontologie zeugt nicht für thierische Abstammung.** — In den vorangehenden Abschnitten haben wir die Daten der paläontologischen Forschung rücksichtlich der menschlichen Urgeschichte nach ihren bedeutenderen Punkten zur Darstellung gebracht; jetzt liegt es uns ob, aus diesen Daten die allgemeineren Schlußfolgerungen zu ziehen und zu prüfen, welches Licht dieselben auf die obersten Probleme der Anthropologie werfen.

Unter diesen Problemen steht die Frage nach dem Ursprung des Menschen im Vordergrund. Durch den Darwinismus ist sie in den letzten Jahrzehnten bekanntlich zur brennendsten geworden. Auf der Tagesordnung steht die Alternative: war der erste Mensch eine besondere Schöpfung oder ist er durch Entwicklung aus dem Thierreich hervorgegangen? Letzteres behauptet die Darwin'sche Ansicht, ersteres ist die Lehre der christlichen Offenbarung, ja überhaupt der Glaube der ältesten, geschichtlich bekannten Völker der Vorzeit.

In der wissenschaftlichen Debatte über unsere Frage gebührt der Paläontologie naturgemäß das erste Wort. Dann fällt unstreitig das Urtheil der Physiologie und Psychologie schwer in die

Waagschale. Aber auch die Religionsgeschichte der ältesten Völker hat ein Wort mit hinein zu reden. Welches ist nun das Zeugniß der Paläontologie? Hat dieselbe bis jetzt Belege für die thierische Abstammung des Menschen erbracht? Keineswegs. Als die ältesten entdeckten Schädel gelten die von Engis, vom Trou du Frontal, vom Neanderthal, von Cro-Magnon und Mentone. Im Vorhergehenden haben wir die Urtheile der competentesten Fachgelehrten über dieselben schon vernommen; diese aber konnten aus denselben keinen Beweis für thierische Abstammung herleiten. Indem wir hinsichtlich des Einzelnen auf die betreffenden Paragraphen verweisen, wollen wir hier in aller Kürze aus den Urtheilen nur folgende zusammen stellen.

So sagt betreffs des Engisschädels Huxley: „Er zeigt keine Spur von Degradation und ist in der That ein guter mittlerer menschlicher Schädel." [1])

Die Schädel des Trou du Frontal in Belgien gehören nach Pruner-Bey zum „type Mongoloïde," [2]) während Virchow und Lagneaux in ihnen den Typus der jetzigen Bevölkerung Belgiens in der Gegend von Antwerpen wiederfinden. [3])

In den Schädeln von Cro-Magnon erkennt Broca „unzweifelhafte Charaktere höherer Bildung, wie man sie nur bei den Culturracen zu finden pflegt." [4])

Das Skelett der Höhle bei Mentone gehörte nach Rivière „einem Manne von großer Statur und bedeutender Muskelkraft an und zeigt keinerlei affenartige Merkmale, so wenig wie die übrigen entdeckten Schädel aus der Vorzeit." [5])

Nur im Neanderthalschädel wollten Manche anfangs den Affentypus wiedererkennen. Aber auch dieses letzte Beweisstück zerbröckelte bei näherer Untersuchung unter den Händen, so daß Huxley sich zu der Erklärung gezwungen sah: „In keiner Weise können die Neanderthalknochen als die Ueberreste eines zwischen Affe und

---

[1]) Zeugnisse für die Stell. d. Menschen i. d. Natur. 1863. S. 157.

[2]) Comptes-rendus du Congrès antéhistorique de Paris en 1867. 2 e part. p. 347.

[3]) Prähistor. Congreß z. Brüssel 1872. S. 549.

[4]) Sur les crânes et ossements des Eyzies. Bullet. de la Société d'Anthrop. vol. III. p. 350.

[5]) Découverte d'une squelette humaine de l'époque paléolithique dans les cavernes de Baoussé-Roussé, dites Grottes de Menton. 1873.

Mensch in der Mitte stehenden menschlichen Wesens angesehen werden",[1]) was Virchow wiederholt bestätigte, dem gemäß er pathologische Anzeichen an sich trägt.[2]) Fügen wir noch das Urtheil Quatrefages' und Pruner-Bey's hinzu: »En dépit de tout le bruit qui s'est fait autour de ces restes curieux, il me paraît impossible d'y voir autre chose qu'une individualité, exceptionelle sans doute, mais appartenant franchement à l'espèce humaine et, qui plus est, à une des branches de notre tronc aryan, à la race celtique. M. Pruner-Bey me semble avoir mis ce fait au-dessus de toute discussion par l'ensemble de recherches, qu'il a publiées sur ce sujet. Les preuves les plus convaincantes reposent sur la similitude très-grande que présente un crâne celtique extrait d'un tumulus du Poitou avec celui que les écrits du docteur Schaaffhausen on fait connaître et rendu si célèbre. Cette similitude n'est pas seulement extérieure. Le moule interne de l'un s'adapte parfaitement à l'intérieur de l'autre. Ce n'étaient pas seulement les crânes qui se ressemblaient; c'étaient aussi les cerveaux. La preuve me semble complète, et je n'hésite pas à conclure avec le savant auteur de ce travail que le crâne de Neanderthal est un crâne de Celte.«[3])

Im Rückblick auf die Funde ältester menschlicher Ueberreste kam Dawkins zu folgendem Resultat: „Es deutet Nichts darauf hin, daß sie (die paläolithischen Menschen) geistig niedriger als viele der jetzt lebenden wilden Rassen gestanden haben oder näher mit den Thieren verwandt waren. Die Spuren, die sie hinterlassen haben, geben uns keinerlei Aufschluß über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Entwicklungstheorie; denn wenn man einerseits behauptet, das erste Auftreten des Menschen als Mensch und nicht als menschenähnliches Thier sei mit dieser Lehre unvereinbar, so muß man andrerseits entgegnen, die seit seinem ersten Auftreten in der Pleistocänzeit und der Gegenwart verlaufene Zeit sei zu

---

[1]) Zeugn. f. d. Stell. des Mensch. i. d. Natur. 3. Thl. S. 175.

[2]) Bericht über d. 4. Vers. d. Deutsch. anthropol. Gesellsch. z. Wiesb. 1873. S. 5 u. 49. — Sitzungsber. d. Berliner anthrop. Ges. v. 27. Apr. 1872.

[3]) Quatrefages, Rapport sur les progrès de l'Anthropologie. 1867. p. 251.

klein, um merkliche physische oder geistige Veränderungen hervorzurufen. Man darf ferner nicht vergessen, daß wir blos das Alter des Menschen in Europa untersucht haben und nicht die allgemeine Frage, wann überhaupt er zuerst auf der Erde aufgetreten sei, zwei Fragen, die man häufig durcheinander wirft. Falkoner hat sehr treffend bemerkt, die origines der Menschheit habe man nicht in Europa, sondern in den Tropen, wahrscheinlich in Asien zu suchen. Dazu besitzen wir aber bei dem jetzigen Stand der Untersuchung den Schlüssel noch nicht. Die höheren Affen sind in den miocänen und pliocänen Schichten Europa's durch ausgestorbene Formen vertreten, welche in einigen Fällen die Charaktere verschiedener jetzt lebender Arten in sich vereinigen, allein keinerlei Neigung zeigen, menschliche Charaktere anzunehmen. Man muß zugeben, daß das Studium der fossilen Ueberreste auf das Verhältniß des Menschen zu den Thieren eben so wenig Licht wirft, wie die geschichtlichen Urkunden." [1])

Noch immer hat man also keinen paläontologischen Beweis für thierische Abstammung des Menschen erbracht, weshalb erst am 13. März d. J. Virchow in einem Vortrag zu Leipzig sich folgendermaßen äußerte: Erst im Diluvium läßt sich der Mensch mit Sicherheit nachweisen. Es sind aus dieser Periode Schädel des Lös-, Höhlen- und Torfmenschen, der Bewohner der Pfahlbauten vorhanden. Allein sie alle zusammen mit den zahlreichen Schädeln, die bei noch lebenden Racen untersucht worden sind, ergeben eine Continuität, nicht Variäbilität der letzteren; d. h. die Race, die einmal besteht, geht nicht im Laufe der Zeit in eine andere Race über. Jene ältesten Schädel kommen den Schädeln der Australier oder, für Europa richtiger, Eskimos am nächsten; vom Affenschädel ist aber auch diese niedrigste Schädelform noch sehr weit entfernt. Soweit jetzt die Forschung reicht, existirt kein Affe der Gegenwart oder der Vergangenheit, der als Stammvater des Menschen angesehen werden könnte, auch die Mikrokephalie beweise nichts, denn sie sei keine Raceneigenthümlichkeit, sondern eine Krankheit, wie andere rhachitische Knochenverkümmerungen. [2]) — Doch die Darwinianer haben noch einen Ausweg; sie

---

[1]) Höhlen und Ureinwohner Europas. Uebersetzt von Spengel 1876. S. 336.

[2]) Virchow's Rede in Leipzig am 13. März 1878, nach einem Bericht der „Allg. Ztg."

rufen den Anthropologen, wie auch Dawkins oben andeutet, zu: Ja, ihr habt bisher nur die Höhlen und Löslagerungen Europas untersucht, und habt da freilich nichts für uns entdeckt, aber durchforscht Asien und Afrika, und ihr werdet die bisher vermißten Zwischenglieder zum Beweis unserer Theorie finden. Dieser Trost auf die Zukunft steht jedoch auf sehr schwachen Füßen und klingt fast wie ein Ruf der Verzweifelung.

Doch vielleicht ist die Physiologie glücklicher als die Paläontologie und bietet für den Darwinismus feste Anhaltspunkte?

§ 2. **Die Physiologie spricht gegen die thierische Abstammung.** — Vom anatomisch-physiologischen Standpunkte aus läßt sich die in Rede stehende Frage nach folgenden Beziehungen betrachten: man stellt zwischen dem Menschen- und Affenschädel Vergleichungen an 1. hinsichtlich ihres Umfangs, 2. hinsichtlich ihrer Bildung, 3. hinsichtlich ihres Hirngewichtes, 4. hinsichtlich der Hirnwindungen und 5. hinsichtlich ihrer Wächsthumsgesetze.

Was den Umfang betrifft, so beträgt nach Owen der mittlere Inhalt des Schädels bei dem Engländer 96, beim niedrigsten Australneger 75, beim höchst entwickelten Affen nämlich dem Gorilla 30 und beim Orang 28 Kubikzoll; selbst der Neanderthalschädel hat noch 75 K.-Z. — Ebenso groß sind die Unterschiede der Flächenräume der Schädelebenen nach den Messungen Aeby's, der zum Resultat gelangte, daß der menschliche Schädeltypus in sehr bestimmter Weise von dem des Affen differire und daß jener gleichsam eine einsame Insel sei, von der keine Brücke zum Nachbarland der Säugethiere hinüberführe.

Hinsichtlich der Schädelbildung hatte zwar Huxley behauptet, „daß die anatomischen Verschiedenheiten, die den Menschen vom Gorilla und Chimpanse unterscheiden, nicht so groß seien als die, welche den Gorilla von den niedrigen Affen trennen;" allein dem trat der Physiologe Th. L. Bischoff entschieden entgegen, indem er erklärt, daß ihm nach der Vergleichung des anatomischen Baues der genannten höchst entwickelten Affen mit dem des Menschen die Unterschiede zwischen beiden noch immer sehr groß erscheinen und es ihm nicht gelingen will, dieselben im Sinne der modernen Schule weg zu demonstriren. „Diese Unterschiede erstrecken sich nicht nur auf einzelne Punkte z. B. auf den Gesichtswinkel, auf die Stellung des Hinterhauptloches, auf die Anordnung, Art und Bau

der Zähne oder auf die absolute und relative Größe des Gehirns, die Anordnung seiner Windungen, die Gegenwand oder Ausbildung eines hinteren Hornes der Seitenvertrikel und eines Calcar Avis in demselben, auf die Bildung der Extremitäten und Hände und Füße u. dgl. m., sondern sie erstrecken sich bis auf das kleinste Detail, dessen vorzugsweise hervortretende Effecte nur jene einzelne hervorgehobene Punkte sind." [1])

Nicht minder groß sind die Unterschiede des Hirngewichts. Huschke fand beim männlichen Gehirn der germanischen Race den Durchschnittsbetrag von 1424 und beim weiblichen von 1273 g, während das Gewicht des Oranghirns nur 79,7 g beträgt. [2])

Auch die Hirnwindungen bieten einen beträchtlichen Unterschied zwischen dem Menschen und den höchst entwickelten Affen. „Wenn man das Gehirn des Menschen mit dem eines Orang; das Gehirn dieses mit dem eines Chimpanse; dieses mit dem eines Gorilla; dieses mit dem eines Ateles u. s. f. der Reihe nach vergleicht, so wird man nirgends einen größeren oder auch nur einen ähnlich großen Sprung in der Entwicklung der Windungen zweier neben einander stehender Glieder dieser Reihe finden, als er sich zwischen dem Gehirn des Menschen und des Orang oder Chimpanse findet." [3])

Die Wachsthumsverhältnisse der Affen- und Menschenschädel hat Lucä besonders eingehend untersucht und seine bezüglichen Ergebnisse sind von großer Wichtigkeit. Nach ihm sind zwar in der Jugend Menschen und Affen hinsichtlich des Schädels einander sehr ähnlich, aber bei weiterem Alter werden sie sich immer unähnlicher. Während nämlich beim ferneren Wachsthum das Gehirn des Affen in der Entwicklung sehr zurückbleibt, die Gesichtsknochen hingegen sich außerordentlich groß bis zum Charakter reißender Thiere entwickeln, gelangt umgekehrt beim Menschen das Gehirn als das Organ des Geistes zur höchsten Entwicklung und wird dadurch der Gesichtsknochen des menschlichen Schädels förmlich unterdrückt. Das Gesammtresultat seiner Vergleichungen faßt

---

[1]) Th. L. Bischoff, Ueber die Verschiedenheit in der Schädelbildung u. s. w. 1867. S. 74.

[2]) Huschke, Schädel, Hirn und Seele. S. 60.

[3]) Bischoff, Großhirnwindungen bei den Menschen mit Berücks. ihrer Entwickl. beim Fötus und ihrer Anordnung bei den Affen. 1868.

Lucä in Folgendem zusammen: „Und so ist der genetische Zusammenhang zwischen Affe und Mensch als Eltern und Kinder falsch, denn der sich fortentwickelnde Affe könnte sich nur noch weiter vom Menschen entfernen, wie Virchow[1]) ganz richtig sagt, und wie unsere vorstehende Untersuchung aufs gründlichste nachweist. Nie aber wird nach den strikten Gesetzen des Wachsthums ein Mensch werden, da beide in ihrer Entwicklung diametral entgegengesetzte Wege beschreiten.[2])

Zu gleichem Ergebniß gelangte Gratiolet: „que rien ne permet de voir dans le cerveau du singe un cerveau d'Homme frappé d'arrêt de développement, ni dans le cerveau de l'Homme un cerveau de singe développé"; — ebenso sagt Bert: „qu'en se perfectionnant, les signes ne se rapprochent pas de l'Homme, et, réciproquement, qu'en se dégradant, le type humain ne se rapproche pas des singes;" — und Pruner-Bey: „il n'existe pas de passage possible entre l'Homme et le signe, si ce n'est à la condition d'intervertir les lois du développement." [3]) Nach all dem spricht also auch die Physiologie und vergleichende Anatomie gegen die thierische Abstammung des Menschen. Aber auch die Psychologie hat ein Wort hineinzureden; denn der Mensch ist nicht blos Organismus, sondern der Mittelpunkt seines Daseins bildet sein geistiges Leben.

§ 3. **Die Psychologie ist ebenfalls dagegen.** — Die entscheidende Frage, die hier in Betracht kommt, ist: besteht zwischen Menschen- und Thierseele nur ein quantitativer oder ein qualitativer, wesentlicher, spezifischer Unterschied? Das Erste nehmen die Darwinisten an. Allein ich frage mit Th. Bischoff: „Wenn diese Herren große und interessante Werke über die „Frage aller Fragen," über die Stellung des Menschen und also auch ihrer selbst in der Natur schreiben und zugestehen, daß dieses Problem „tiefer interessirt als irgend ein andres," wo und bei welchem Thiere, sei es ein Affe, Hund, Elephant, Pferd oder irgend ein andres, bemerkt man auch nur die leiseste Spur eines Nachdenkens über sich selbst,

---

[1]) Virchow, Menschen- und Affenschädel; Sammlung wissenschaftlicher Vorträge 1870.

[2]) Lucä, Affen- und Menschenschädel im Bau und Wachsthum begriffen. Archiv f. Anthr. B. VI, 1873.

[3]) Quatrefages, Rapport sur les progrès de l'Anthropol. p. 247.

über seine psychische Erscheinungsweise und sein inneres geistiges Leben? — Sind diese beiden Arten des Denkens (bei Thier und Mensch) nur quantitativ von einander verschieden? Bedarf es nur einer kleinen Quantität Denkkraft, so zu sagen, mehr, damit auch das Objekt derselben auf einmal der Qualität nach ein ganz anderes wird?" [1]) Zwar durchläuft die menschliche Seele in ihrer Entwicklung die niederen Stufen psychischen Lebens, die auch vom Thiere erreicht werden; aber jene erhebt sich bald über die Schwelle des passiven Wahrnehmens hinaus zum aktiven Selbstbewußtsein und über das instinktive Getriebenwerden zum freien Wollen. Das könnte aber die menschliche Seele nicht, wenn ihr nicht von Anfang an eine ganz eigenthümliche, besonders geartete Natur innewohnte, wodurch sie sich spezifisch von der Thierseele unterscheidet. Vollzieht sich ja im Selbstbewußtsein ein qualitativ ganz andrer psychischer Proceß als beim blos sinnlichen Wahrnehmen oder Vorstellen, das auch das Thier mit uns theilt. Denn beim Selbstbewußtsein beugt sich gleichsam das Denken auf sich selbst zurück, daher auch Reflexion genannt, indem das denkende Subject sich von sich selbst, von seinem Denken und von den Gegenständen des Denkens unterscheidet und als Objekt sich gegenüberstellt, mit dem es sich aber zugleich einheitlich zusammenfaßt. Nur die menschliche Seele gelangt erfahrungsgemäß auf diese Stufe der Intelligenz und ist dadurch wesentlich von der Thierseele verschieden. [2]) Zwar kommen nicht alle Menschen in gleichem Grade auf diese Stufe der intellectuellen freien Entwicklung und zwar deshalb nicht, weil die manchfachen äußeren Bedingungen dazu mangeln, aber diese Bedingungen allein, auch wenn sie vollkommen vorhanden wären, können diese Entwicklung nicht hervorrufen, da wo die spezifische innere Anlage fehlt. [3]) Demnach ist es unmöglich, daß sich die Thierseele zur Menschenseele fortentwickle. Also sowohl die Paläontologie, wie Physiologie und Psychologie sprechen gegen die Lehre von der thierischen Abstammung des Menschen; nicht minder die religiösen Traditionen der ältesten Culturvölker der Menschheit.

Wie aus Stiefelhagen's „Theologie des Heidenthums", Wer-

---

[1]) Ueber die Verschiedenheit der Schädelbildung u. s. w. S. 90.

[2]) **Leibnitz**, Nouveaux Essays pag. 196 sequ.

[3]) Siehe **Lotze**, Mikroskosmus B. II, S. 256.

ner's „Religionen und Culte des vorchristlichen Heidenthums" und aus meinem Buche „Heidenthum und Offenbarung" zu ersehen ist, lassen die ältesten hl. Schriften aller wirklich in die Geschichte eingetretenen Völker, wie namentlich der Inder, Perser, Babylonier, Assyrer und Aegypter analog der Offenbarung den ersten Menschen durch Schöpfung aus der Hand Gottes hervorgehen. Auch die oft dunklen Sagen der Naturvölker stimmen, wie theilweise schon A. Ruttke in seiner „Geschichte des Heidenthums" nachgewiesen hat, mit den Traditionen der Culturvölker überein.

Ich schließe dieses Kapitel mit der resumirenden Bemerkung des gelehrten Anthropologen Qatrefages: „Weder die Erfahrung noch die Beobachtung bieten uns noch die geringste Thatsache hinsichtlich des ersten Ursprungs des Menschen. Die ernste Wissenschaft muß also dieses Problem bis auf Weiteres bei Seite lassen. Man ist weniger von der Wahrheit entfernt, wenn man seine Unwissenheit eingesteht, als wenn man sie sich oder Andern zu verhehlen sucht.

Was die Theorie der Affenabstammung des Menschen betrifft, so ist sie nur eine pure Hypothese oder vielmehr ein bloßes Spiel des Geistes, zu deren Gunsten man noch keine ernstliche Thatsache hat anrufen können und von der im Gegentheil Alles die Schwäche der Begründung zeigt." [1])

Zweites Kapitel.

Ueber den Urzustand des Menschen.

§ 4. **Die Bibel.** — Zunächst wollen wir die Anschauung der Bibel über den Urzustand der primitiven Menschen wiedergeben, um sie dann mit den Daten der anthropologischen Forschung zu vergleichen.

1. Nach der Genesis waren die ersten Menschen in physischer Hinsicht sehr günstig gestellt. Vor dem Falle waren sie frei von Schmerzen und Krankheiten, da erst später dieselben als Strafe über sie verhängt wurden (3, 16, 17). Sie genossen sogar die Prärogative der Unsterblichkeit (2, 17). Die Landschaft Eden sollten sie bebauen (2, 15), was ihnen aber nicht viel Mühe

---

[1]) Quatrefages, a. a. O. p. 251.

und Beschwerden machte, indem anfangs die Erde mit freigiebigen Händen ihre Gaben spendete (2, 9).

2. In intellektueller Beziehung besaßen sie der Genesis gemäß treffliche Fähigkeiten, waren sie ja nach dem Ebenbild Gottes geschaffen (1, 26). Daß Adam einen gewissen Fonds von Naturkenntnissen hatte, ergiebt sich aus der Bemerkung, er habe den Thieren ihre Namen gegeben (2, 19, 20). Es wäre jedoch zuviel behauptet, wenn man sagte, die ersten Menschen wären auf einer hohen wissenschaftlichen Stufe gestanden. Sie waren sicherlich weder Philosophen noch Physiologen u. s. w. Zwar besaßen sie die Sprache sowie glückliche Geistesanlagen, aber sie sollten dieselben erst entwickeln und zu ihrer Vervollkommnung verwerthen. Das leuchtet aus dem Gebot hervor, daß sie die Erde sich erst unterthänig machen sollten (1, 28).

3. Von etwaigen Kunsterzeugnissen der ersten Menschen berichtet die Genesis nichts, nicht einmal von industrieller Thätigkeit. Die freie Natur war ihre Wohnung (3, 8), sie trugen ursprünglich keine Kleider (2, 25), Feigenblätter waren später ihre erste nothdürftige Bedeckung, die sie dann mit Fellen vertauschten (3, 7, 21). Von einer Bearbeitung der Metalle ist bei ihnen und den folgenden Geschlechtern noch keine Rede; erst in der 7. Generation wird Tubalcain als „Hämmerer und Schmied in allem Erz- und Eisenwerk" genannt (4, 22). Die ersten Menschen waren Ackerbauern und Hirten, was auch ausdrücklich von ihren beiden ersten Söhnen gesagt wird (4, 2).

4. Was den religiös-sittlichen Zustand betrifft, waren sie nach der Bibel im ersten Stadium ihres Daseins hochbegnadigt. Sie erkannten nicht nur den Einen Gott, sondern verkehrten persönlich mit ihm. Ihre Gottesverehrung war eine kindliche und ihre Tugend bestand ursprünglich im treuen Festhalten an seinem Gebot (3, 3), während sie in ihrem Verhältniß zu einander in innigster Liebesgemeinschaft lebten (2, 23, 24). Sie erfreuten sich hoher Prärogativen, wie der Unschuld, der Freiheit von Schmerz und der Unsterblichkeit. Infolge derselben war ihr primitiver Zustand sowohl psychisch wie physisch über den status naturae zum status gratiae erhoben.

5. Diese schöne Harmonie wurde aber in der Folge arg gestört. Durch die Sünde trat ein verhängnißvoller Wendepunkt ein. Ihr Fall zerriß nicht nur das Band mit Gott, sondern zeigte auch seine schlimmen Folgen in allen andern Verhältnissen. Der

göttliche Fluch traf sowohl die Natur, die ihre Früchte jetzt nur benetzt mit dem Schweiße der harten Arbeit sich abringen ließ (3, 17—19), als auch die physische Organisation der ersten Menschen (3, 16, 19). Damit ging nothwendig eine Schwächung ihrer Geisteskräfte Hand in Hand. Am meisten aber mußte sich die Störung in sittlicher Hinsicht geltend machen. Schon die ersten Blätter der hl. Schrift sind befleckt mit dem Blut des Brudermordes (4, 8), — ein Beweis, wie tief schon die primitiven Menschen nach jener Katastrophe gesunken sind. Im Stamme Kains riß Rohheit und Verwilderung ein; denn auch Lamechs Hand besudelte eine Mordthat (4, 23). Doch gerade von den Kainiten berichtet die Bibel, daß sie sich besonders der Industrie widmeten. So wird Kain als der erste genannt, der eine Stadt gründete (4, 17), einer seiner Enkel, Jubal wird als der Vater der Zither- und Harfenspieler (4, 21) und Tubalcain, wie bemerkt, als der Gründer der Erz- und Eisenfabrication bezeichnet (4, 22), während die übrigen Stämme sich dem Ackerbau und Hirtenleben hingaben. Soweit der biblische Bericht über den Urzustand des Menschengeschlechts bis zur großen Katastrophe der Sündfluth.

6. Was endlich das Land betrifft, in dem die Genesis die ersten Menschen auftreten läßt, wird zunächst die Landschaft Eden genannt. Dieselbe wird durch die vier Hauptströme: Phison, „wo Gold sich findet," Gehon, „der das Land Aethiopien (im Hebr. Kusch, nach Andern Scythien) umfließt", Tigris in Assyrien und Euphrat näher bezeichnet (2, 8—14). Unter dem Phison verstehen Manche den Phasis in der Nähe des goldreichen Kolchis und unter dem Gehon den Oxus. Demnach stand die Wiege des Menschengeschlechts im iranischen Hochland im Nordosten Asiens.

§ 5. **Waren die ersten Menschen barbarisch oder civilisirt?** — Um diese Frage, die sich uns nach dem Vorhergehenden aufdrängt, zu beantworten[1], muß man zuerst wissen, was unter jenen Ausdrücken zu verstehen ist. So geläufig dieselben sind, so schwer ist es, sie zu definiren. Alles kommt auf den Maßstab an, den man der Unterscheidung zu Grunde legt. Dieser Maßstab ist aber wieder sehr verschieden, je nach der Auffassung vom Wesen und Zwecke des Menschen. Der Materialist, der die Existenz der Seele leugnet und das Leben des Menschen ganz im Diesseits aufgehen läßt, wird den vollen Schwerpunkt der Civilisation in die möglichst hohe Entwicklung der physischen Organisation und der mechanischen

Künste verlegen, während ihm das religiös-sittliche Moment gleichgiltig ist. Wer hingegen das Wesentliche des Menschen in dessen unsterblicher Seele erblickt, für die das Diesseits nur den ersten Akt im Lebens-Drama bildet, dem wird die Religion und Sittlichkeit bei der Bestimmung ob Civilisation oder Barbarismus von großer Wichtigkeit sein. Angesichts dieses tief gehenden Zwiespaltes in der modernen Lebensanschauung, deren Berechtigung oder Nichtberechtigung wissenschaftlich des Näheren hier nicht entschieden werden kann, ist es behufs einer kurzen Beantwortung obiger Fragen am zweckmäßigsten, zwischen der materiellen und ethischen Civilisation zu unterscheiden.

Die materielle Civilisation — so viel wird man einräumen — besteht darin, daß der Mensch im Besitz all jener Mittel ist und sich dieselben fort und fort verschaffen kann, um nicht nur die nothwendigen Bedürfnisse des irdischen Lebens auf leichte Weise zu befriedigen, sondern auch überhaupt sein Dasein angenehm zu machen. Dazu gehört aber als nothwendige Voraussetzung eine gewisse Summe theoretischer Bildung und industrieller Fertigkeit. Wenn z. B. ein Volk es nicht versteht, sich auf einfache und bequeme Weise Feuer zu bereiten, sondern erst mit harter Mühe durch Reiben eines Holzes an Stein, kann man bei ihm von materieller Civilisation nicht reden; ebensowenig da, wo der Gebrauch der Metalle noch unbekannt ist, indem aus Stein die nöthigen Werkzeuge zu fertigen äußerst schwierig ist.

Doch neben der materiellen Civilisation, die in der fortschreitenden Bearbeitung der Stoffe und der immer größeren Nutzbarmachung der Naturkräfte besteht, gibt es noch eine Cultur im ethischen Sinne. Dieselbe beruht auf der Erkenntniß und Verehrung des wahren Gottes und der progressiven Veredelung des Herzens. Wo hingegen Stern- und Thiercult oder gar Fetischismus, wo Menschenopfer, Menschenfresserei, Mord, Ehelosigkeit, kurz allgemeine Mißkennung und Mißachtung der ethischen Prinzipien herrschen, ist der sittliche Barbarismus gegeben.

Wie die materielle durchläuft die ethische Civilisation verschiedene Stadien. Beide Culturarten sind nicht nothwendig mit einander verbunden. Gehen sie aber bei einem Volke Hand in Hand, dann ist seine Entwicklung eine normale. Wie jedoch die Culturgeschichte lehrt, überwuchert meistens die eine Richtung die andere. In unserer Zeit z. B. hat die materielle Entwicklung

einen ungeahnten Aufschwung erlangt, während die Religiosität und Sittlichkeit bedeutend rückwärts geschritten sind. So kann neben der Civilisation auf der einen der Barbarismus auf der andern Seite bei demselben Volke bestehen. Trotz allen materiellen Fortschrittes nimmt heutzutage die Verwilderung der Gemüther bekanntlich der Art zu, daß man vielfach den Zusammensturz der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung befürchtet.

Wenden wir nun die gekennzeichneten Begriffe auf den Urzuzustand der Menschheit an, so weit ihn uns die Bibel berichtet, so ist nach dem Obigen klar, daß unsere Stammältern in der Primärzeit, d. h. vor dem Sündenfall in religiös-sittlicher Hinsicht civilisirt waren, während die materielle Cultur ihnen abging; denn von profaner Wissenschaft, Industrie, Kunst u. s. w. spricht die Genesis nichts. Doch dieser Mangel wurde bei ihnen ursprünglich durch die besondere Gunst der Natur und Gnade ersetzt, so daß sie sich trotzdem glücklich fühlten.

Anders aber gestaltete sich die Sache nach der Katastrophe. In Folge des Falles ihrer anfänglichen Prärogativen beraubt, verfielen sie in den Naturzustand. In religiös-sittlicher Hinsicht gingen sie rückwärts, während sie im Kampf ums Dasein ihre Lebensbedingungen mit harter Anstrengung erringen mußten. Die Noth der Existenz gegenüber einer feindseligen Natur forderte ihre körperlichen und geistigen Kräfte zur sauren Arbeit heraus und ward die Triebfeder zur allmäligen, mühesam erworbenen materiellen Civilisation. Noch unbekannt mit der Bearbeitung der Metalle, machten die ersten Generationen die sogen. Steinzeit durch, denn erst im 7. Geschlecht bei Tubalcain erwähnt die Genesis der Erz- und Eisenindustrie. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß auch die andern Stämme sobald dieselbe betrieben; denn die Genesis bemerkt ausdrücklich, daß andere Stämme sich in anderer Richtung bethätigten, wie wir im vorhergehenden Paragraphen gehört haben. Je mehr die Völker in Folge der Vermehrung auseinander gingen und sich über die Erde verbreiteten, desto verschiedener waren nach Maßgabe der traditionellen Vererbung, sowie der Länderverhältnisse, in denen sie sich niederließen, die Stufen zur Erhebung der Civilisation. Ja manche Stämme blieben auf dem Naturzustande stehen oder sanken später, besonders durch Abgeschlossenheit von andern fortgeschritteneren Völkern, in die sie in Folge der bedeutenden geographischen Ver-

änderungen der Erdtheile gekommen waren, wieder in denselben zurück. Denn es ist nicht zu vergessen, daß die Civilisation nicht das Erzeugniß eines einzelnen Volkes ist, sondern durch das Zusammenwirken mehrerer zu Stande kommt. Diese theils zurückgebliebenen, theils zurückgesunkenen Völker repräsentiren unsere heutigen Wilden.

§ 6. **Die paläontologischen Daten mit der Bibel verglichen.** — Es fragt sich nun, stimmt die vorstehende, auf Grund der Bibel gewonnene Anschauung mit dem bis jetzt zu Tage geförderten Forschungsmaterial der Anthropologie überein? Bei Beantwortung dieser Frage ist zunächst zu constatiren, daß unsere Anthropologen nach ihren Quellen von den ersten Menschen nichts wissen; sie besitzen nur Fragmente vom vorgeschichtlichen europäischen Menschen, geben aber selbst zu, daß die Wiege des Menschengeschlechtes in Asien zu suchen sei, — der erste Punkt, worin sie das Zeugniß der Bibel bestätigen. Die Anthropologen haben demnach für die Bestimmung des primitiven Zustands des Menschengeschlechts kein direktes Beweismaterial in Händen, sondern können höchstens aus den vorhandenen Funden Schlüsse rückwärts machen.

Was ergiebt sich nun aus diesen europäischen Funden? 1. Die Anthropologie nimmt ursprünglich eine Steinzeit an, d. h. eine Anfangsperiode, wo der Mensch die Bearbeitung der Metalle noch nicht verstand. Dasselbe läßt sich aus dem Genesisbericht folgern, indem da ebenfalls die Metallfabrication erst bei einer späteren Generation angeführt wird.

2. Als solche Generation nennt die Bibel, wie wiederholt bemerkt, den Tubalcain, d. i. „Tubal der Schmied", welcher der Repräsentant eines ganzen Volksstammes ist. Das Volk von Tubal kommt denn auch in der Bibel später öfters vor, berühmt wegen seiner Metallarbeiten und hatte noch zur Zeit der Griechen diesen Ruf. Es gehörte höchst wahrscheinlich der turanischen Race an, die überhaupt, wie Lenormant bewiesen hat, sich vor den übrigen Völkern durch ihre sehr frühe Metalltechnik auszeichnete,[1] — also eine neue Bestätigung des biblischen Berichtes. Einmal entdeckt, verbreitete sich der Gebrauch des Metalles anfangs nur langsam und blieb lange als ein ausschließliches Monopol in den Händen gewisser Völker concentrirt, die in Folge verschiedener Naturursachen den andern vorangeschritten waren. Die Chalyben scheinen ein Zweig des Volkes von Tubal gewesen zu sein und

[1]) Lenormant, Les premières civilisations. Paris, 1874, p. 90 sequ.

waren bereits berühmt wegen ihrer Waffen und Instrumente aus Eisen und Bronze, während gewisse Nomadenstämme des inneren Asiens sich noch der Steinwerkzeuge bedienten.[1])

3. Die Anthropologen geben in Hinsicht auf die ägyptischen und babylonisch-assyrischen Denkmäler aus dem hohen Alterthum zu, daß die Völker des Orients, da sie an der Wiege des Menschengeschlechts standen, eine nicht unbedeutende Civilisation weit früher einnahmen als die von dort ausgewanderten occidentalischen Völker. Wenn man also in den europäischen Lagern der älteren Steinzeit bis jetzt noch keine Spuren von Getreide und Hausthieren gefunden hat, so ist deshalb keineswegs der Schluß berechtigt, daß in der ältesten Periode in Asien Ackerbau und Viehzucht noch nicht bestanden habe.[2]) Denn die in die weite Welt zersprengten Stämme, ungewohnt des seßhaften Lebens, ergaben sich natürlich in der ersteren Zeit lieber der Jagd und dem Fischfang als der Ausrodung und Urbarmachung der Wälder. Erst in der zweiten, sogen. neolithischen Periode, wo sie festere Wohnsitze annahmen, sehen wir sie auch in Europa der Agricultur sich widmen.

4. Hinsichtlich der geistigen Befähigung der vorgeschichtlichen Menschen liefert uns die Anthropologie merkwürdige Daten. Daß keiner der entdeckten Schädel auf Abstammung vom Affentypus hinweist, haben wir gesehen. Aber noch weit mehr ergibt sich aus den im I. Abschnitt mitgetheilten Funden: die meisten Schädel selbst aus der ältesten Zeit zeigen eine gute, ja theilweise vortreffliche Entwicklung, was nach dem psycho-physiologischen Grundgesetz entsprechend gute Geistesanlagen verräth. So haben wir gehört, daß der Engisschädel nach Huxley, „ein guter mittlerer menschlicher Schädel" sei;[3]) — daß die Schädel des Trou du Frontal nach Virchow und Lagneaux denselben Typus an sich tragen wie die jetzige Bevölkerung Belgiens in der Gegend von Antwerpen;[4]) — daß der Schädel von Mentone „auf eine physisch hohe Entwicklung des menschlichen Typus hinweist, bei einem Umfang des Gehirns, der nicht geringer ist als bei den heutigen Europäern;[5]) — daß die Cro-Magnonschädel nach Broca „eine merk-

[1]) Lenormant, a. a. O. p. 91.
[2]) Lenormant, a. a. O. p. 65.
[3]) Siehe Abschn. I, § 4.
[4]) Abschn. I, § 6.
[5]) Dawson, Natur und Bibel. S. 107.

würdige Vereinigung von Charakteren des höchsten aber auch des niedrigsten Ranges zeigen"; [1]) — daß die Schädel aus alten Steingräbern nach Eschricht, Virchow, Schaaffhausen wohlgebaut und indogermanischer Abkunft seien. [2]) „Nur der Neanderthalschädel, sagt Virchow, macht den Eindruck der Wildheit und er hat sich als ein pathologischer erwiesen." [3])

Dazu kommen noch die früher besprochenen Zeugnisse von einem hohen künstlerischen Sinn der ältesten europäischen Menschen, die uns besonders die Höhlen von Thayingen und Périgord aufbewahrt und die nach dem einstimmigen Urtheile aller Anthropologen eine treffliche Naturauffassung, feines Schönheitsgefühl und bewunderungswürdige Geschicklichkeit an den Tag legen. [4])

Alle diese paläontologischen Funde zeigen also auf der einen Seite eine gute, mitunter ausgezeichnete Schädelbildung und dem entsprechende Geistesfähigkeiten und auf der andern Seite ein rohes Jägerleben und unverkennbare Spuren von Wildheit. Wie läßt sich dieser Widerspruch, auf den besonders Broca hinwies, lösen? Nicht anders als durch die Annahme, daß die europäischen vorgeschichtlichen Menschen von einem physisch und psychisch gut veranlagten Urstamme herrührten, daß also ihre asiatischen Urahnen keineswegs auf einer niedrigen Organisationsstufe standen, während sie selbst seit ihrer Lostrennung vom gemeinsamen Mutterland theilweis verwilderten, ohne daß jedoch der ererbte gute Keim in ihnen zu Grunde gegangen wäre, sondern später, besonders durch die Berührung mit cultivirteren südlichen und östlichen Ländern wieder zu treiben anfing, und auch in Europa eine Aera der Civilisation einleitete. Das ist die einzig mögliche Lösung jenes Räthsels. Denn wenn die europäischen Urmenschen von Haus aus vollendete Barbaren gewesen wären, woher dann 1. ihre gute, oft auffallende Schädelbildung, woher 2. jener treffliche ästhetische Sinn, den sie in ihren Ueberresten vielfach bekunden und woher 3. die Möglichkeit, sich selbst aus dem Sumpfe der Rohheit herauszuziehen? Diese drei Fragen kann man nicht genügend beantworten ohne jene obige

---

[1]) Abschn. I, § 16.

[2]) Abschn. II, § 6.

[3]) Abschn. I, § 10.

[4]) Abschn. I, § 12, 13. 14.

Annahme. Damit stimmt auch der treffliche amerikanische Geologe und Archäologe Dawson überein: „Sie (die Reste der vorsündfluthlichen Menschen) zeigen uns, daß dieselben im Wesentlichen sich nicht von den Menschen der Neuzeit unterscheiden, obgleich sie von größerer physischer Kraft waren; und das ist eine Eigenthümlichkeit, die mit ihrem Leben in der Dämmerungszeit der Menschheitsgeschichte wohl zusammenstimmt, sowie auch damit, daß die von Menschen bewohnten Continente damals größer waren und es einen beständigen Kampf mit schrecklicheren Thieren zu bestehen galt. Wenn man dies Alter ihnen zugesteht, so ist zugleich in absoluter Weise aller Schein der Wahrscheinlichkeit hinweggenommen, als ob die Menschen ihren Ursprung aus andern Species von Geschöpfen genommen hätten. Sie zeigen uns ja, daß die ursprünglichen Menschen dieselbe hohe Gehirnentwicklung hatten, die wir besitzen, und wir können hinzufügen, dieselbe intellectuelle und moralische Natur, die sie zur Gemeinschaft mit Gott und zur Herrschaft über die niedere Welt befähigte. Sie beweisen auch, ebenso wie die Dammerbauer, welche den nordamerikanischen Indianern vorausgingen, daß des Menschen früherer Zustand der allerbeste war, daß er eine hohe und edle Kreatur gewesen ist, ehe er ein Wilder wurde. Es ist nicht zu begreifen, wie diese große Entwicklung von Gehirn und Verstand auf ein ganz rauhes und wildes Leben sich hätte einpfropfen können. Diese Gaben müssen vielmehr ihnen infolge einer edlen Organisation geblieben sein, obwohl sie durch ein moralisches Uebel herabgekommen waren. Sie beglaubigen also die Tradition von einem goldenen oder paradiesischen Zeitalter und legen, ohne zu reden, einen Protest gegen die Philosophie von der stufenweisen Entwicklung, die dem Menschen eignen soll, ab; denn sie lassen uns wissen, daß alle wichtigen Merkmale der ältesten prähistorischen Menschen sich auch bei jener Varietät unserer Species finden, welche in der Gegenwart zugleich die am weitesten verbreitete und in ihren Sitten und Gebräuchen die ursprünglichste ist [1]).

Desgleichen sagt der berühmte Forscher Lenormant: „Der Mensch der geologischen Zeiten und besonders jener des quaternären Alters, weil dieser der älteste ist, den wir kennen, zeigt sich im Besitz der Fähigkeiten, welche das Vorrecht der Söhne Adams sind. Er

---

[1]) Dawson, Natur und Bibel. S. 115.

hat hohe Bestrebungen, Instinkte des Schönen, die mit seinem wilden Leben contrastiren. Er glaubt an eine künftige Existenz. Das ist schon ein denkendes und schöpferisches Wesen; und der unüberschreitbare Abgrund, den das immaterielle Wesen seiner Seele zwischen ihm und jenen Thieren, die sich durch ihre Organisation ihm am meisten nähern, bildet, ist schon ebenso groß, als er jemals sein wird. Vergebens hat man in den Erdschichten nach dem Affen-Menschen gesucht — eine Chimäre, geliebt von gewissen Geistern.... die sich geschmeichelt gefühlt hätten, einen Gorilla zum Großvater gehabt zu haben. Man hat ihn niemals gefunden und man wird ihn niemals finden. Ja im Gegentheil, die älteste Race, die in den Lagern der ersten quaternären Zeiten Knochenreste zurückgelassen haben, die älteste bekannte Race, weit entfernt sich mehr als die gegenwärtigen Racen affenartigen Charakteren zu nähern, bietet in der großen Entwicklung ihres Schädels Anzeichen einer sehr beachtenswerthen intellectuellen Fähigkeit, die mit dem Charakter roher und fast thierischer Stärke, ausgeprägt in ihren Gliedern, im Widerspruch steht. Es war nach einem glücklichen Ausdruck des Herrn Hamy den anatomischen Merkmalen gemäß eine Race, welche „devait necessairement allier á l'esprit qui crée la force execute“[1]. Nach all dem konnten die Urahnen der vorgeschichtlichen europäischen Menschen nicht auf einer niederen Stufe physischer und psychischer Organisation gestanden sein.

§ 7. **Fortsetzung.** Dazu kommt noch der religiöse Gesichtspunkt in Betracht. Wir haben gehört, daß nach der Bibel die primitiven Menschen in religiös-sittlicher Beziehung civilisirt gewesen seien. Die Anthropologie kann uns nach ihren Quellen hierüber keinen Aufschluß geben. Dafür muß die Religions-Geschichte der ältesten Völker mit ihrem Zeugniß eintreten. Glücklicherweise besitzen wir noch die bis ins prähistorische Alterthum hinaufreichenden heil. Schriften der Inder, Perser, Ägypter, Babylonier und Assyrer und Dank unseren großen Orientalisten ist deren Verständniß uns nun vielfach eröffnet worden.

Viele Anthropologen, Culturhistoriker und Religionsphilosophen haben bisher auf Grund ihres Vorurtheils vom ursprünglich gänzlich rohen Zustand der Menschen angenommen, auch die Religion sei in den ersten Zeiten auf möglichst niedriger Stufe gestanden.

---

[1]) Lenormant, Les prem. Civil. p. 64.

Vom Gespensterglauben sei sie zum Geisterglauben, von diesem zum polytheistischen Naturdienst und erst viel später zum Monotheismus fortgeschritten. Lubbock z. B. läßt die Religionsentwicklung des Alterthums folgende Stadien der Reihe nach durchmachen: zuerst Atheismus, dann Fetischismus, Schamanismus, Anthropomorphismus und der Glaube an eine sittliche Weltordnung[1]. Nach Schaaffhausen hingegen würde sich die Geschichte des religiösen Glaubens viel richtiger in folgender Weise darstellen lassen: „Die erste Spur desselben ist der Glaube an böse Geister oder Dämonen, mit dem der an Zauberei, also Fetischismus und Schamanismus verwandt sind. Bald folgt die Verehrung der Gestirne, die des Mondes ist früher als die der Sonne, was sich in der Mythologie mancher Völker nachweisen läßt, und begreiflich ist, wenn wir bedenken, daß er dem Menschen näher ist, sein Verschwinden und Wiederkommen und seine veränderliche Gestalt auffallende Erscheinungen sind und daß der menschliche Blick in stiller Nacht gerne zu ihm emporsieht, während das mächtige Gestirn des Tages nur beim Auf- und Niedergang von uns betrachtet werden kann. An diese Verehrung der Himmelskörper knüpft sich die der Naturkräfte überhaupt, die als Götter gedacht werden, so die Erde und ihre Fruchtbarkeit, Feuer und Wasser, Thier und Pflanze; es ist der Polytheismus, aus dem sich der Monotheismus entwickelt. Aber die Gottheit hat menschliche Gestalt und es werden deßhalb auch große Menschen leicht als Götter verehrt. Hierher gehören der Heroen- und Ahnendienst, den man mit Unrecht als eine der ältesten religösen Vorstellungen betrachtet hat. Während Einige der Gottheit auch menschliche Schwächen andichteten, faßten Andere den Begriff höher und reiner auf, hielten aber an der Persönlichkeit Gottes als des Schöpfers der Welt fest[2]".

Allen diesen Anschauungen aber von der Religionsentwicklung, sowohl der von Lubbock als von Schaaffhausen u. A. widersprechen meine religionsgeschichtlichen Forschungen durchaus. Ich habe aus den ältesten hl. Schriften der obengenannten geschichtlichen Urvölker das gerade Gegentheil eingehend nachgewiesen, und ältere und sicherere Religionsquellen als jene besitzen wir nicht. Ich habe gezeigt, daß in der Vorzeit der Arier, als Inder und Perser (Iranier)

---

[1] **Lubbock**, The origin of Civilisation 1870.

[2] Schaaffhausen, Arch. f. Anthrop. B. VIII, S. 276.

noch einen Stamm bildeten, ein reiner, von aller Naturvergötterung freier, ethischer Monotheismus Geltung hatte, der auch noch in der ersten vedischen Periode des Inderthums, sowie in der älteren Avestazeit des Perserthums bestanden hat.[1]) Dann sei erst in der zweiten, specifisch indischen Periode der Indra-Cult und der naturalistische Polytheismus eingerissen, dem ein sittlicher Rückschritt zur Seite ging.[2]) Darauf sei bei den Indern eine Periode der Reflexion und Speculation gefolgt, die im Wesentlichen zum ursprünglichen, aber philosophisch vertieften Monotheismus zurückführte,[3]) dem dann später der Brahmaismus und Buddhaismus folgten. — Auch bei den Babyloniern und Assyrern habe ich auf Grund der Keilinschriften einen ursprünglichen Monotheismus wiedererkannt, der ebenfalls erst später aus verschiedenen Gründen in Vielgötterei sich verkehrte.[4]) — Bei den Aegyptern endlich glaube ich nach den Hieroglyphenforschungen folgende Perioden nachgewiesen zu haben: 1. Monotheismus, 2. die Heroenperiode, 3. die astronomische, 4. die physicalische Periode und 5. Thierdienst.[5]) Indem ich betreffs der näheren Begründung auf das genannte Werk verweise, hebe ich hier nur das dortige Gesammtergebniß hervor, daß die geschichtlich ältesten Völker nach Ausweis ihrer hl. Schriften, die in die graue Vorzeit hinausreichen und zum Theil älter sind als die Bücher Mosis, ursprünglich in religiös-sittlicher Beziehung höher standen als später, wo sie von Epoche zu Epoche rückwärtsgingen. Mit diesem Resultat der Religionsgeschichtsforschung harmonirt auch die Bibel.

§ 8. **Schluß.** — Die Culturgeschichte des Alterthums läßt sich nach dem Vorhergehenden in folgende Formel zusammenfassen: neben fortschreitender materieller Civilisation im großen Ganzen — religiös-sittlicher Verfall, bis Christus kam, mit dem ein neuer großer Wendepunkt in der Weltgeschichte eintrat, indem sich von ihm, dem höchsten sittlichen Ideale an der ethische Fortschritt datirt, der freilich im Laufe der Zeit verschiedenen Schwankungen unterliegt.

Auf diese Weise, glaube ich, läßt sich der große Gegensatz in

---

[1]) E. L. Fischer, Heidenthum und Offenbarung. 1878. S. 18 ff.
[2]) Aa. O. S. 40 ff.
[3]) A. a. O. S. 50 ff.
[4]) A. a. O S. 182 ff.
[5]) A. a. O. S. 261. ff.

der prähistorischen Anthropologie: der Progressismus und die Verfallstheorie mit einander versöhnen. Sir John Lubbock, Schaaffhausen, Virchow und ihre Gesinnungsgenossen haben Recht, wenn sie im Allgemeinen einen Fortschritt der Menschheit aus niederen, primitiven Zuständen der Vorzeit zu immer höherer Civilisation annehmen, aber sie haben Unrecht, wenn sie Adam für einen Wilden, oder wie Lubbock es thut, für das „Urbild eines Wilden" erklären;[1]) das war er nicht in religiös-sittlicher, also überhaupt in geistiger Beziehung. Die Verfallstheoretiker hinwieder haben Recht, wenn sie in der Weltgeschichte vor Christus in ethischer Hinsicht einen Rückschritt behaupten, aber sie haben Unrecht, wenn sie dieses Prinzip verallgemeinern; denn in Wissenschaft, Industrie und Kunst schritt unstreitig, wenn auch nicht allgemein und continuirlich, aber doch im Ganzen die Menschheit fort und thut es heute noch in staunenswerthen Dimensionen. Sie soll es aber auch in Religiosität und Sittlichkeit. Die Doctrin des wahren Fortschritts und der Civilisation ist, wie Ozanam und Lenormant trefflich sagt, wesentlich eine christliche Doctrin, eine Tochter des Evangeliums: „C'est avec l'Évangile qu'on voit commencer la doctrine du progrès. L'Évangile n'enseigne pas seulement la perfectibilité humaine; il en fait une loi: „Soyez parfaits, estote perfecti;" et cette parole condamne l'homme à un progrès sans fin, puisqu'elle en met le terme dans l'infini."[2])

Das Christenthum ist die Religion des Fortschritts und ist geschichtlich die Mutter der europäischen Civilisation. Das Christenthum proclamirt sowohl die materielle wie die ethische Cultur als das große Gesetz der Menschheit; denn schon auf den ersten Seiten der hl. Schrift verkündet es den Menschen als göttliches Gebot, die Erde sich unterthan zu machen — d. i. den materiellen Fortschritt — während im Neuen Testament sein Stifter als höchstes Strebeziel aufstellt: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!", womit er auch den sittlichen Fortschritt auf das christliche Banner geschrieben hat. Beide, der materielle und der sittliche Fortschritt sollen sich einander freundschaftlich die Hände reichen, beide sollen sich durchdringen, beide sollen gleichmäßig ihr friedliches Scepter über die Erde ausbreiten. Die Wissenschaft soll

[1]) Lubbock, die vorgeschichtliche Zeit, übers. v. Passow. — Die Entstehung der Civilisation. 1875. S. 448.

[2]) Lenormant, l. c. p. 69.

fortschreiten, die Industrie soll fortschreiten und die Kunst soll fortschreiten, aber auch die Religiosität und die Sittlichkeit. Erst dann ist die ascendirende Entwicklung eine menschheitsbeglückende, außerdem anormal, weil einseitig.

Leider aber wurde die christlich-ethische Civilisirung in unserer Zeit nur zu wenig gepflegt, und das πρῶτον ψεῦδος, das die Veranlassung hiezu gab, war das ausgegebene Loosungswort: die moderne Wissenschaft und die Civilisation stehe im unlöslichen Widerspruch mit dem Christenthum. Das ist jedoch ein bloßes Vorurtheil. Je mehr die fortschreitende Wissenschaft sich consolidirt, das Hypothetische, Zweifelhafte, Unsichere von den feststehenden Resultaten ausscheidet, desto mehr nähert sie sich den christlichen Prinzipien. Das haben uns wieder die vorstehenden Untersuchungen gezeigt. Je mehr die Geister in den letzten Decennien auseinander gingen, desto mehr ist es jetzt an der Zeit, im Interesse der Gegenwart und der Zukunft sie wieder zu versöhnen.

Wir bedürfen jetzt des Genies eines Leibnitz, der mit allumfassendem Geist die divergirenden Fäden des viel verschlungenen Wissenschaftsnetzes harmonisch zusammenführe. Manches ist nach dieser Richtung hin in der letzten Zeit geschehen, aber es erheischt noch ein gutes Stück Arbeit. Deßhalb gilt nun mehr als je für die christlichen Apologeten das letzte Wort des sterbenden Septimius Severus an seine Offiziere: Laboremus.

Inhalt.

Zweiter Abschnitt.

Die jüngere Steinzeit und die Einführung des Metalls.

Erstes Kapitel.

Die dänischen Kjökkenmöddinger und Torfmoore.

Zweites Kapitel.

Die alten Steindenkmäler und Grabstätten.

Drittes Kapitel.

Die Pfahlbauten.

Viertes Kapitel.

Die Einführung der Metalle.

Dritter Abschnitt.

Ueber den Ursprung und den Urzustand des Menschengeschlechts.

Erstes Kapitel.

Ueber den Ursprung des Menschen.

Zweites Kapitel.

Ueber den Urzustand des Menschen.

Wahrheit sei Waffe und Wehr

Fischer, Engelbert Lorenz

Die Urgeschichte des Menschen und die Bibel nach der heutigen anthropologischen Forschung

Würzburg 1878